

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburger Jahrbuch

**Oldenburger Landesverein für Geschichte, Natur- und
Heimatkunde**

Oldenburg, 1957-

Rolf Köhn: "Lieber tot als Sklav!" Der Stedingeraufstand in der deutschen
Literatur (1836 - 1975)

urn:nbn:de:gbv:45:1-3267

ROLF KÖHN

„Lieber tot als Sklav’!“

Der Stedingeraufstand in der deutschen Literatur (1836–1975) *)

Kaum eine andere literarische Darstellung des Stedingeraufstandes erreichte die Popularität von August Hinrichs' ‚De Stedinge‘. Welch außerordentlicher Erfolg dieser Dramatisierung beschieden war, läßt sich an den Zuschauerzahlen der Aufführungen von 1934, 1935 und 1937 ablesen. So haben nach zeitgenössischen Angaben etwa fünfzigtausend Menschen die Altenescher Kundgebung vom 27. Mai 1934 und ihre Wiederholung am 3. Juni 1934 besucht, die Aufführung von Hinrichs' Schauspiel für Schüler am 30. Mai 1934 offensichtlich nicht eingerechnet. Auf der ‚Niederdeutschen Kultstätte ‚Stedingehre‘ Bookholzberg‘ sollen ‚De Stedinge‘ zwischen dem 13. und 28. Juli 1935 vor über achtzigtausend Zuschauern gespielt worden sein. Weitaus mehr Besucher sind zwischen dem 30. Mai und 27. Juni 1937 zur ‚Niederdeutschen Gedenkstätte ‚Stedingehre‘ Bookholzberg‘ gekommen, wo laut Programmheft zwölf reguläre Aufführungen geplant waren: nach der Hälfte der Spielzeit hatten angeblich über Siebzigtausend das Hinrichs'sche Stück gesehen. Insgesamt dürften 1937 also etwa 150 000 Zuschauer gekommen sein! Diese Schätzung ist keineswegs unrealistisch, werden doch für einzelne Aufführungen meist über zehntausend Besucher genannt, was etwa dem Fassungsvermögen der noch heute erhaltenen Zuschauerränge entsprechen dürfte⁸⁷⁾. Tatsächlich wurden ‚De Stedinge‘ vor einem noch größeren Publikum gespielt, denn Aufführungen fanden nicht allein in Altenesch (1934) und Bookholzberg (1935 und 1937) statt, sondern auch im Oldenburger Landestheater und an anderen Bühnen des Deutschen Reiches, wo das Festspiel bereits im Jahr seines Erscheinens zu den erfolgreichsten Stücken der Saison zählte.

Nicht weniger stark war die indirekte Wirkung von Hinrichs' ‚De Stedinge‘, nämlich ihr Einfluß auf neue literarische Darstellungen des Stedingeraufstandes in den Jahren nach 1934. Der ohnehin beliebte Stoff aus der Geschichte

Anschrift des Verfassers:

Privatdozent Dr. Rolf Köhn, Zum Schwarzenberg 13, 7753 Hegne.

*) Teil I und Teil II dieses Aufsatzes sind im Oldenburger Jahrbuch, Bd. 80, 1980, S. 1-57 und Bd. 81, 1981, S. 83-144 erschienen.

⁸⁷⁾ Die angegebenen Zuschauerzahlen beruhen für die Aufführungen von 1934 und 1935 auf H. Wöhrmann, August Hinrichs' „Stedinger“ auf der „Niederdeutschen Gedenkstätte Stedingehre“, in: Der Erzieher zwischen Weser und Ems, Jahrgang 62, Nr. 10/11, Oldenburg, 31. Mai 1937, S. 184-192, hier S. 184 f. Für 1937 kenne ich keine Gesamtzahl, sondern nur Angaben zu einzelnen Aufführungen: vgl. beispielsweise Nachrichten für Stadt und Land [Oldenburg], Nr. 148 (6. Juni 1937), 1. Beilage („8000 Jugenderzieher auf dem Bookholzberg“); Nr. 156 (14. Juni 1937), 2. Beilage („Insgesamt bisher über 70000 Besucher“); Nr. 167 (25. Juni 1937), 2. Beilage („11000 Bremer Schüler und Schülerinnen erlebten am Donnerstag August Hinrichs Stedingergedenkspiel“).



des frühen 13. Jahrhunderts wurde seit dem 27. Mai 1934 wieder außerhalb der nordwestdeutschen Region populär. Wenn Hinrichs' Dramatisierung nicht mehr oder weniger unverhüllt übernommen wurde, lieferte sie wenigstens den Anstoß zu eigener Bearbeitung. So verwundert es kaum, daß zwischen den Jubiläumsfeiern von 1934 und dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges bislang siebzehn Werke nachzuweisen sind, zuletzt ein zweites Schauspiel August Hinrichs'. Mit ‚Steding Renke‘ aus dem Jahr 1939 bricht allerdings diese Serie literarischer Darstellungen des Stedingeraufstandes für die Dauer der NS-Diktatur ab. Selbst nach dem Zweiten Weltkrieg blieb das historische Thema nicht nur bei Geschichtswissenschaftlern, sondern sogar bei Schriftstellern drei Jahrzehnte nahezu ein Tabu. Daher ist es mehr als bezeichnend, daß die wenigen neuen Literarisierungen entweder in der DDR erschienen sind oder Angehörige der älteren Generation zum Verfasser haben.

30. H. Buschers Sprechchor (1934)

Noch vor der Uraufführung von Hinrichs' Festspiel wurde den Besuchern der Jubiläumskundgebung am 27. Mai 1934 in Altenesch das historische Geschehen literarisch in Erinnerung gerufen. Im Unterschied zu ‚De Stedinge‘ handelte es sich aber nicht um eine szenische Vergegenwärtigung, sondern um die Rezitation durch einen Chor: vor den Bühnenkulissen trug Hitler-Jugend den von Gauschulungsleiter Heinrich Buscher verfaßten Sprechchor ‚Wir glaubten – – –‘ vor⁸⁸⁾. Hatte sich Buscher im Februar 1933 mit dem kraß völkisch-nationalsozialistischen, ganz im Dienst der Wahlpropaganda seiner Partei stehenden Schauspiel ‚Kruezig Volk‘ hervorgetan, so versuchte er sich jetzt an der direkten Form literarischer Agitation, nämlich am Sprechchor, der von seiner Integration in das NS-Thingspiel zur „üblichen Feierliteratur der Arbeiterbewegung“ gehörte⁸⁹⁾.

Weil der Text jedes Sprechchors seine Wirkung aus der Deklamation bezieht, läßt sich auch Buschers ‚Wir glaubten – – –‘ nicht allein vom überlieferten Wortlaut her analysieren. Eine genaue Lektüre des Textes gibt immerhin Aufschluß über Inhalt und Tendenz der Aufführung. Welchen Eindruck der effektivvoll inszenierte Vortrag von Prosatexten oder Versdichtungen bei den Zuhörern hervorrufen kann, muß jedoch dem Vorstellungsvermögen des Lesers überlassen bleiben.

Buschers Sprechchor arbeitet mit dem beliebten Stilmittel des Wechsels zwischen Solist und Chor, hier „Stimme“ und „Alle“ genannt. Doch repräsentieren beide keine miteinander streitenden Parteien, sondern die Stedinger

⁸⁸⁾ Heinrich Buscher, ‚Wir glaubten – – –‘, in: Nachrichten für Stadt und Land [Oldenburg], Nr. 140 (28. Mai 1934), 1. Beilage. Zum Verfasser und seinem Schauspiel von 1933 s. Anm. 52. – Abweichend vom angekündigten Programm (vgl. Oldenburger Jahrbuch 81, 1981, S. 123 f. und S. 125 Anm. 73) wurde Buschers Sprechchor nicht nach Hinrichs' ‚De Stedinge‘, sondern unmittelbar vor Rosenbergs Rede aufgeführt: Oldenburgische Staatszeitung, Nr. 140 (28. Mai 1934), Hauptteil. – Nachträglich sehe ich, daß ‚Wir glaubten – – –‘ 1936 in der Anthologie ‚Land zwischen Weser und Ems‘ (s. Anm. 104), S. 37–40 nachgedruckt wurde.

⁸⁹⁾ Zum Sprechchor innerhalb des nationalsozialistischen Thingspiels vgl. Menz, Sprechchor und Aufmarsch (s. Anm. 81), bes. S. 334–339.

Bauern von 1234 und von 1934. Ausgangspunkt der im identifizierenden ‚Wir‘ vorgetragenen Geschichte der Stedinger ist die Eindeichung und Besiedlung der Unterweser-Marsch im 12. Jahrhundert:

- „Stimme: Wir haben geglaubt an unsere Kraft!
 Chor: Wir haben gebaut, gesät, geschafft!
 Stimme: Wir haben gerungen wider das Meer,
 Wider Brandung, Wogen und Wellen,
 Und stürzte der Sturmwind über uns her,
 Und wollte er alles zerschellen ...
 Alle: Wir haben geglaubt an unsere Kraft,
 Wir haben gebaut, gesät, geschafft,
 Wir Bauern!“

Dann spannt Buscher den Bogen seines historischen Rückblicks vom christlichen Glauben der Bauern über kirchliche Verleumdung und adlige Unterdrückung bis hin zum offenen Aufstand gegen Kaiser und Papst, den Acht und Bann, Verketzerung und Kreuzzug schließlich niederzwingen. Doch endet die Geschichte der Stedinger nicht mit der Niederlage vom 27. Mai 1234, denn 1934 fordern die geschlagenen Bauern Gerechtigkeit und drohen mit Vergeltung:

- „Stimme: Heut stehen wir hier und klagen an,
 Alle: Zehntausend Weiber, zehntausend Mann,
 Stimme: Wir haben geglaubt an unsere Kraft,
 Die konntet ihr nimmer vernichten,
 Alle: Wir haben gebaut, gesät, geschafft,
 Heut stehen wir hier, um zu richten.
 Aus unseren Leibern ward neues Blut,
 Aus unserem Geiste ward neues Gut.
 Stimme: Heut stehen wir hier und rufen euch an ...
 Alle: Zehntausend Weiber, zehntausend Mann,
 Laß gellen die Glocken von Turm zu Turm,
 Noch leben die alten Geschlechter,
 Und brauset durchs Land der brodelnde Sturm,
 Hier stehen die neuen Verfechter.
 Stimme: Die immerdar glauben an eigene Kraft,
 Sind immerdar Menschen aus Erde gemacht ...
 Alle: Und ewig wie Erde und Bauer.“

Der Schluß von Buschers Sprechchor behauptet also nichts anderes als das abschließende „Stedingen läewt!“ in Hinrichs' Schauspiel: die Bauern wurden zwar besiegt, sind aber nicht vernichtet worden. Nach Buschers (und Hinrichs') Überzeugung konnten die Stedinger in dem Moment nicht mehr vernichtet werden, als sie den Glauben an ihre eigene Kraft gefunden hatten, den Glauben an ihre Abstammung und Heimat, an ‚Blut und Boden‘, wie es in völkisch-

rassistischer Terminologie heißt. Der Glaube „an die eigene Kraft“ setzt allerdings die Einsicht der Bauern voraus, daß ihr Glaube „an die göttliche Macht“ ein Irrtum war. Diese Erkenntnis kommt den Stedingern nach Verketzerung und Kreuzzug, angesichts der Niederlage. Im Widerstand gegen Reich und Kirche finden die Bauern zusammen („Da sind wir geworden ein Volk ... / ... ein Deich“), begreifen den Wert ihrer Heimat und erleben ihre Macht in der Verteidigung Stedingens („Wir haben gekämpft fürs heilige Land / Und haben den Feind von den Fluren verbannt, / Und siegten!“). Der verzweifelte Kampf gegen die vom Papst zusammengerufenen Kreuzfahrer blieb jedoch ohne Erfolg: „Wir haben geglaubt an göttliche Macht, / Und selbst im Tode des Teufels gelacht, / Wir Bauern!“.

Genugtuung finden die besiegten Stedinger erst am 27. Mai 1934, wie Buscher im zitierten Schlußteil seines Sprechchors deutlich macht. Denn erst die Zeitgenossen der 700-Jahrfeier der Schlacht bei Altenesch lassen die Bauern von 1234 zu Wort kommen. Und erst die Besucher der Kundgebung verstehen die Lehren des Stedingeraufstandes, weil sie den Glauben der Bauern an ‚Blut und Boden‘ teilen. Deshalb sind auch die Zuhörer des Sprechchors in das ‚Wir‘ der deklamierenden Hitler-Jugend einbezogen, können sich mit Buschers pathetischen Versen identifizieren. Der gemeinsame Gegner wird aber nur indirekt angesprochen und nicht mit Namen genannt. Doch ist jenes ‚man‘ („Und wenn man uns nannte den Antichrist, / So war man sehr übel beraten“, „man hat uns verleumdet ... / ... verachtet, gebannt, / Unsere Mädchen und Frauen geschändet. / Man hat unsere Hütten und Häuser verbrannt, / Das Vieh auf den Weiden gepfändet“) und jenes ‚ihr‘ („Wir haben geglaubt an unsere Kraft, / Die konntet ihr nimmer vernichten“) zweifellos auf den christlichen Glauben und die Papstkirche zu beziehen. Denn der Glaube „an die eigene Kraft“, an ‚Blut und Boden‘, setzt die vollständige Absage ans Christentum voraus, auch wenn sich die völkisch-rassistische Anschauung in ihrer antikirchlichen Polemik der christlichen Sakralsprache bedient („Aus unseren Leibern ward neues Blut, / Aus unserem Geiste ward neues Gut“). Den Grundgedanken von Buschers Sprechchor sprach Alfred Rosenberg in seiner unmittelbar anschließenden Rede aus, wobei er fast wörtlich an eine Stelle aus „Wir glaubten – – –“ anknüpfte: „Heiliges Land ist für uns nicht Palästina, sondern Deutschland. Heiliger Boden ist für uns immer dort, wo er von Deutschen mit dem Blute verteidigt wurde, wo deutsche Bauernfäuste den Pflug durch die Muttererde führen.“ Daß Buschers Sprechchor im Sinne der Agitationsliteratur die Teilnehmer der Altenescher Kundgebung auf die nationalsozialistische Interpretation des Stedingeraufstandes eingestimmt hat, macht aber schon die Lektüre des Textes deutlich.

31. M. Richters Ballade (1934)

In jeder Hinsicht konventionell und allenfalls in seiner Tendenz mit zeitgenössischen Darstellungen des Stedingeraufstandes vergleichbar ist die Ballade

„Stedingsehre bei Altenesch (27. 5. 1234)“ von M. Richter aus Luckenwalde bei Berlin. Sie wurde wie J. Schoons Gedicht (vgl. Nr. 32) in der Oldenburger Tagespresse anlässlich der 700-Jahrfeiern der Schlacht bei Altenesch veröffentlicht⁹⁰).

In vierzehn Strophen gibt Richter einen chronologisch ausgerichteten Überblick zur Geschichte der Stedinger. Ausgangspunkt ist das jährliche Treffen der Toten des 27. Mai 1234:

„Willkommen, Thammo, Detmar, seid’ zur Stelle.’
 ‚Wir bieten Gruß dir, Bolko, Kampfgeselle.’
 ‚s’ist wieder Mai, verrauscht so manches Jahr
 Seit jenem Tag, der unser letzter war.
 Heut klang es grollend in den Todesschlaf:
 ‚Erwache, Steding! lieber dued üs slaw’.“

Aus solch unsäglichen Versen besteht die ganze Ballade. Dabei lässt Richter kein Klischee aus, das sich in hundert Jahren Stedinger-Literatur angesammelt hatte. Die Bauern der Marsch sind selbstverständlich „freie Männer, niemand Knechte“, sprechen im „Thing das Rechte“, geben der Kirche den schuldigen Teil, leiden unter „der Ritter Raubgier“. Als Erzbischof Gerhard II. von Bremen sie unter sein Joch zwingen will, wehren sich die Stedinger, denn „liever dued üs slaw“ ist ihr „Losungswort“, ihr „letz’ Gebet“, ihr „Weihnachtslied“, ihr „Nachtgebet“, ihr „Siegessang“, ihr „Choral“. Noch in der Schlacht bei Altenesch ist „liever dued üs slaw“ das einigende Band der kämpfenden Bauern, weil sie für ihre „Freiheit“ bereitwillig sterben und die Übermacht des Feindes nicht fürchten. So ist die Niederlage des 27. Mai 1234 ein verpflichtendes Vorbild für die Nachwelt, dem es nachzueifern gilt:

„Und nie verklingen wird die alte Märe.
 In deutschen Händen ruht heut Stedingsehre.
 Wir kommen wieder einst in hundert Jahr,
 Zu seh’n ob heilig, was uns heilig war,
 Ob Stedings Geist noch lebt in Deutschland fort
 Und ‚liever dued üs slaw’ das Losungswort.“

Diese Reminiszenz an die Kyffhäuser-Sage spielt vermutlich auf den 27. Mai 1934 an: 700 Jahre später wollen die erschlagenen Stedinger sehen, ob ihr selbstloses und todesverachtendes Eintreten für die „Freiheit“ des Bauern anerkannt wird. Den Teilnehmern der Altenescher Kundgebung, auch Richter selbst, konnte die Antwort nicht zweifelhaft sein. War doch das ‚Lieber tot als Sklav’!‘ zum Leitmotiv der Jubiläumsveranstaltungen geworden. Die Ballade des Schriftstellers aus Luckenwalde durfte das bereits vorab fordern, hatte doch der angebliche Wahlspruch der Stedinger nicht erst am 27. Mai 1934 allge-

⁹⁰) M. Richter, Stedingsehre bei Altenesch (27. 5. 1234), in: Oldenburgische Staatszeitung, Nr. 139 (27. Mai 1934), 1. Beilage. Weil ich den Autor dieses Gedichtes bislang nicht identifizieren konnte, fehlen Angaben zur Biographie und zu anderen literarischen Werken Richters.

meine Geltung gefunden. Wären Richters Verse nicht so erschreckend ernst gemeint, könnte man sie mit leichter Hand zu den Theaterrequisiten der historischen Dichtung des 19. Jahrhunderts legen. Auf dem Hintergrund der nationalsozialistischen Propaganda um ‚Stedingsehre‘ erhalten sie jedoch eine fatale Bedeutung, die im grotesken Gegensatz zur biedereren Form und zum klischeehaften, geradezu komikerregenden Inhalt steht.

32. J. Schoons Gedicht (1934)

Die ebenfalls zu den Jubiläumsfeiern des 27. Mai 1934 gedruckten Strophen von Johann Schoons „Die Schlacht“ konzentrieren sich auf die Kämpfe bei Altenesch⁹¹⁾. Die Schlacht des 27. Mai 1234 wird allerdings ausschließlich aus der Perspektive der Kreuzfahrer beschrieben, wie schon der Anfang des Gedichtes lehrt:

„Der Wolf sprang hoch aus Busch und Bruch,
Die Galgenvögel schwirren,
Umkrächzen gierig den reisigen Zug,
Die Waffen blitzen und klirren.

Frischauf, das Blutkreuz angelegt,
Getragen ins Schlachtengetümmel!
Und wenn ein Stahlblitz dich niederschlägt,
Heil dir, dein ist der Himmel!“

Mit Genugtuung und einer gewissen Freude schildert Schoon dann die fürchterlichen Verluste der Ritter in der Schlacht mit den Bauern. Erst der Flankenangriff der Reiter des Grafen von Kleve entscheidet den Ausgang des Kampfes:

„Heß, Heß! wie sie hetzen! Heß, Heß! wie jetzt kläfft
Die rasende Henkermeute.
Schlächter, Schlächter, hoiho, ans Geschäft!
Dein ist die lockende Beute.

Gepanzerte fünffache Uebermacht siegt
Im letzten würgenden Ringen.
Ueber das Land des Todes ein Adler fliegt
Meerwärts mit müden Schwingen.“

Daß die Schlacht dann mit der vernichtenden Niederlage der Stedinger endet, räumt Schoon ein. Doch schließt die letzte Strophe mit einem ins Mythische überhöhten Ausblick, der den Leser etwas ratlos macht. Was symbolisiert jener nordwärts fliegende Adler? Ist er auf die momentan besiegte, doch nicht endgültig vernichtete Widerstandskraft der Marschbauern im allgemeinen und der Stedinger im besonderen zu beziehen? Oder steht der Adler für das ver-

⁹¹⁾ Johann Schoon, Die Schlacht, in: Nachrichten für Stadt und Land [Oldenburg], Nr. 139 (27. Mai 1934), Sonntagsbeilage. Auch über diesen Schriftsteller habe ich weder biographische Nachrichten noch andere Veröffentlichungen ausfindig machen können.

nichtete Leben des besiegten Landes und seiner getöteten Bewohner? Diese (bewußt?) offenen Schlußverse lassen sich keiner der üblichen Interpretationen zuordnen, auch nicht für die parteioffizielle Agitation der Kundgebungen zum 27. Mai 1934 in Anspruch nehmen. Gleichwohl leistet die gewollt brutale Darstellung durch den geheimnisvoll-schicksalhaften Schluß ihren schuldigen Tribut an den Zeitgeist, nämlich an eine diffuse völkische Weltanschauung. Daß diese Strophen anlässlich der weitgehend nationalsozialistisch inspirierten 700-Jahrfeiern erschienen sind, sieht man ihnen allerdings nicht an: sie hätten auch zehn oder zwanzig Jahre früher geschrieben sein können.

33. W. Lauws Erzählung (1934)

Noch vor den 700-Jahrfeiern der Schlacht bei Altenesch entstand die vielleicht wenige Tage vor dem 27. Mai 1934 veröffentlichte Erzählung „Der Kampf der Stedinger“ des Delmenhorster Lehrers Werner Lauw (geb. 1901). Sie erschien in der Monatsschrift ‚Heimatlese‘, einer vom NS-Lehrerbund für die Schulen zwischen Weser und Ems als Ergänzung zum Lesebuch herausgegebenen Heftreihe. Die parteioffizielle Herkunft und der für Schüler bestimmte Inhalt prägten auch die Mai-Nummer des Jahres 1934, die den Titel „Stedingehre 1234 1934“ trug, im übrigen fast ausschließlich Lauws Erzählung enthielt⁹²).

Wer nach den markigen Grußadressen von Reichsstatthalter Röver und vom Gauobmann des NS-Lehrerbundes ein propagandistisches Pamphlet erwartet, sieht sich zunächst im Irrtum. Denn Lauw bietet in seiner zweiteiligen Erzählung („Um den Boden“, „Um die Freiheit“) eine weit ausholende, stark szenisch geprägte und leidenschaftslos vorgetragene Darstellung, die in erster Linie das historische Geschehen zwischen der Besiedlung der Marsch im 12. Jahrhundert und der Schlacht bei Altenesch verständlich machen will. Wie sehr Lauw auf seine jugendlichen Leser Rücksicht nimmt, zeigen die pädagogisch eingesetzten Stilmittel der Erzählung, z. B. direkte Anrede des Lesers mit „Du“, kurze Sätze, eingeschobene Erläuterungen, prägnante Szenen und Dialoge. Die Lektüre wird auch durch mehrere Abbildungen im Text erleichtert: sie enthalten teils Landkarten (für Stedingen und für Dorfformen), teils Illustrationen (vor allem aus Bernhard Winters Lithographien ‚Die Stedinger‘).

Anschaulich sind ferner Inhalt und Gliederung der Erzählung. Dabei hält sich Lauw länger bei der Vorgeschichte auf. Er beschreibt den siedlungsgeschichtlichen Hintergrund von der Entstehung der Flußmarsch über die Schenkung des nahezu unbesiedelten Stedingerlandes an Erzbischof Adalbert von Bremen bis zur Eindeichung und Entwässerung der Brokseide unter der Führung holländischer Kolonisten. Dann schildert er die Geschichte des Geestbauern „Addik“, der als Zweitgeborener ohne Erbe ist, aber durch seine

⁹²) Werner Lauw, Der Kampf der Stedinger, in: Heimatlese zwischen Weser und Ems, 2. Jahrgang, Heft 8, Oldenburg (Mai) 1934, S. 135-163. Vgl. auch die in Anm. 105 genannte Erzählung Lauws aus dem Jahr 1937, die aber im wesentlichen Hinrichs' ‚De Stedinge‘ folgt.

Mitarbeit an der Besiedlung der Brokseite einen Hof in Stedingen erwirbt. Den Konflikt zwischen den Neusiedlern und dem Bremer Erzbischof bzw. Oldenburger Grafen leitet Lauw aus Habsucht und Machtgier der Kirche und des Adels ab. Zahlten die Bauern der Marsch bislang nur den Elften, so sollen sie wegen ihres Wohlstandes jetzt den Zehnten entrichten. Die Stedinger weigern sich unter Berufung auf ihre Ansiedlungsverträge, zerstören später die erzbischöflichen Zehnt-Höfe und die oldenburgischen Befestigungen Lienen und Lechtenburg. Zur Verteidigung des Landes legen die Bauern drei Landwehren an, um den Drohungen von Erzbischof und Graf nicht schutzlos ausgeliefert zu sein. Solch beharrliche Verweigerung des Zehnten kann sogar die Predigt eines Dominikaners nicht beenden, vielmehr wird er von einem jähzornigen Stedinger erschlagen. Jetzt steigert sich der Widerstand der Bauern zum offenen Kampf: die Schlutterburg wird gestürmt, ein Heer unter Führung Hermanns zur Lippe besiegt. Doch erliegen die Aufständischen schließlich den wirkungsvolleren Machtmitteln des Bremer Erzbischofs, nämlich Verketzerung, Kreuzzugspredigt und Ketzerkreuzzug. Zuvor kommen sie in der Kirche von Berne ein letztes Mal zusammen, ziehen gemeinsam zur österlichen Deichschau und rüsten sich zur entscheidenden Schlacht gegen die Kreuzfahrer. Nun herrscht unter den Bauern todesverachtender Kampfwille. Auf die Frage Bolkos von Bardenfleth „Es gibt nur eins: Sieg oder Tod! Oder wollen wir uns ergeben?“ antworten die Stedinger: „Nein! Niemals!“. Und der Erzähler fügt hinzu: „Leewer dood as Slav!“ (S. 158). Mit dem Ruf „Slag dood! Slag dood!“ (S. 159) wehren sich die Bauern verzweifelt, werden aber von den Rittern vernichtet. Am 27. Mai 1234 liegen aber nicht nur „Tausende“ erschlagen, auch mit der „Freiheit“ der Stedinger ist es nun vorbei: „Der Erzbischof gab die herrenlosen Bauen jetzt aus an adelige Dienstmannen oder vermeierte sie an zinspflichtige Bauern.“ In Bremen feiert dann die Kirche jährlich den Triumph über die Stedinger. Zur Erinnerung an diesen Sieg wird später auf dem Schlachtfeld die „Kapelle von Sankt Veit“ errichtet (S. 161).

Der „Freiheitskampf der Stedinger“ findet erst 600 Jahre später seine Anerkennung, als Pastor Steinfeld auf dem Veitshügel das Denkmal ‚Stedingsehr‘ errichten läßt. 700 Jahre nach jenem 27. Mai 1234 soll erneut der Stedinger gedacht werden: „Auch wir werden dabei sein, du und ich, wenigstens im Geiste“, wünscht sich der Erzähler.

„Und wir Menschen von heute schauen zurück. Siebenhundert Jahre! Was hat sich da nicht alles zugetragen! Das Rittertum ist versunken. Längst ist Bremen keine Bischofsstadt mehr. Aber der Bauer kämpft heute wie damals für Blut und Boden und Freiheit und Ehre.

Sind die Stedinger wirklich besiegt?
 Du Bauernjunge,
 der du aus gleicher Art bist,
 und auch du, Junge,



der du in anderm Stande stehst,
 all ihr aus deutscher Jugend im neuen deutschen Reiche:
Ihr müßt die Antwort wissen!“ (S. 163)

Die Antwort auf Lauws suggestive Schlußfrage findet sich zwar nicht mehr in der Erzählung „Der Kampf der Stedinger“, doch steht sie noch im Mai-Heft der ‚Heimatlese‘: zum einen im Anhang (S. 164), der nach Auszügen aus Texten von Hermann Allmers, der ‚Kölner Königschronik‘ und von Hermann Boßdorf mit Chr. Lahusens dreistimmigen Kanon „Lewer dod as Slav!“ aus dem Jahr 1930 und erneut mit Versen H. Allmers’ („Du prächtig Wort: ‚Lieber tot als Sklav‘ ...“) endet, zum anderen in den erwähnten Grußadressen des Reichsstatthalters und des Gauobmanns des NS-Lehrerbundes, die von der Jugend eine vollständige Identifizierung mit den besiegten Stedingern verlangen: „Habt sie lieb, diese Heimat und die Menschen, die für sie starben. Seid ihrer würdig, trutzig und treu“, „Du wirst nur dann glücklich und frei leben, wenn Dein Volk ehrenhaft und frei ist!“, „Deutsche Jugend, zeige dich dieser Opfer für Ehre und Freiheit deines Volkes würdig und bewahre und erhalte dir den Geist dieser Helden!“. Auch Lauws Erzählung hebt die Parallelen zwischen 1234 und 1934 hervor, sieht in den Marschbauern des frühen 13. Jahrhunderts Vorbilder für völkisch-nationale und nationalsozialistische Gesinnung, für ein „neues deutsches Reich“ rasse- und heimatbewußter Deutscher, die für „Freiheit und Ehre“ bereitwillig ihr Leben opfern. Daß „Der Kampf der Stedinger“ die Botschaft ‚Lieber tot als Sklav’!‘ besonders wirkungsvoll verbreitet haben dürfte, erscheint mir schon deshalb wahrscheinlich, weil sie nicht im Gewand propagandistischer Agitationsliteratur auftritt, sondern erst im Schlußteil einer historischen Erzählung, die nicht schwarz-weiß malt.

34. K. H. Holschers Gedicht und Erzählung (1934)

Wie sich der Stedingeraufstand konsequent für völkisch-rassistische Anschauungen vereinnahmen läßt, führt die gleichfalls 1934 veröffentlichte Broschüre „Der Todeskampf der Stedinger“ des Majors a. D. Kurt Heimart Holscher (1886-1962) vor. Sie behandelt das historische Thema zunächst in einem fünf-strophigen Gedicht, dann in einer knapp 20 Seiten füllenden Erzählung. Verse und Prosa sind ganz im Geist des Ludendorff-Verlages geschrieben, dessen Motto ‚Einklang von Blut und Glauben ist die Grundbedingung völkischen Lebens‘ auch Bernhard Winter auf die Stedinger bezogen hatte⁹³). Und weil die Bewegung des Generalquartiermeisters a. D. und seiner Frau Mathilde nicht irgendeine Gruppe im breiten Spektrum der extremen Rechten sein wollte, sondern die Hüterin der reinen Lehre von ‚Blut und Boden‘, sogar gegenüber dem Nationalsozialismus auf Distanz hielt, interpretierte sie den

⁹³) Kurt H. Holscher, Der Todeskampf der Stedinger. Zur 700. Wiederkehr des Tages der Ermordung von 5000 freien Deutschen Bauern am 27. 5. 1234, München: Ludendorffs Verlag 1934 (benutztes Exemplar: Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, Signatur: C 1952.585). Ergänzende Angaben zur Biographie des Verfassers verdanke ich einer Auskunft der Hansestadt Lübeck (Karte vom 9. Juli 1979). – Zu Winters Lithographien aus dem Jahr 1934 vgl. Oldenburger Jahrbuch Bd. 81, 1981, S. 114-116, bes. Anm. 55.

Stedingeraufstand radikal völkisch-rassistisch. Selbst die zeitgenössischen Denkmäler und Geschichtsdramen des Wittekind- und Stedingerkultes fanden vor ihrer orthodoxen Halbmonatsschrift nicht immer Gnade⁹⁴).

Was Holscher an den Stedingern interessiert und wie er ihr Schicksal interpretiert, darauf deutet der erste Absatz seiner Erzählung hin: „Es war im Jahre 1220 nach dem Siege im Teutoburger Walde. Die Mönche im Cisterzienser Kloster zu Hude nannten das Jahr nach ihrer Zeitrechnung 1229, – in Bremen stand schon fast zwei Jahrhunderte der Dom als Siegeszeichen des morgenländischen Fremd-Glaubens.“ (S. 3). Die Auseinandersetzung mit dem Bremer Erzbischof und den Oldenburger Grafen wäre demnach kein Bauernaufstand gewesen, sondern die gewaltsame Abwehr des Christentums und der römischen Kirche. Holscher betont zwar auch, daß die Stedinger „freie Bauern auf freier eigener Scholle waren“ (S. 3), ganz im Gegensatz zur Mehrheit der „in Knechtschaft und Hörigkeit“ gezwungenen deutschen Bauern (S. 5). Wichtiger ist ihm jedoch, daß die niedersächsisch-friesischen Marschbauern „als nordische Menschen“ vor allem „ihre arteigene Seele mit Deichen und Dämmen gegen alles Fremde und Undeutsche“ abschließen (S. 3). Weil sie „frei sein (wollen), wie die Väter waren“, möchten sie nach ihrem „arteigenen Ideal“ leben: sich nicht der „landfremden und artfremden Kirche in demutvoller Ergebenheit ‚dienstbar‘“ machen (S. 4), keinem „morgenländischen Fremd-Glauben“ (S. 3) unterworfen sein. Die Christianisierung des „Deutschen Bauern“ – ‚deutsch‘ wird bei Holscher stets groß geschrieben! – gilt nämlich als ‚Sündenfall‘ der nordischen Völker, mit dem das Verhängnis begann. Die „Ausbreitung der Lehre von dem barmherzigen Erlöser“ (S. 8) hat nach Holscher die Deutschen durch die „artfremde Christenlehre“ zu „willenlosen Werkzeugen“ gemacht (S. 16), sie ihrer ursprünglichen „Gott-Verbundenheit“ und damit ihrer „inneren Freiheit und seelischen Ausgeglichenheit“ (S. 4 bzw. S. 5) beraubt. Seit der gewaltsamen Christianisierung sind sie unfrei, hörig, versklavt – sowohl in ihrem Glauben wie in ihrer Existenz. Die Freiheit wiederzugewinnen, das heißt für Holscher: Rückkehr zur ursprünglichen ‚Gott-Verbundenheit‘ der „Deutschen Volkseele“ sowie zu freiem Eigentum und persönlicher Freiheit der „Deutschen Bauern“. Das Fazit: ein „freier Deutscher“ wie der Stedinger Bauer kann kein Christ sein, darf nicht der ‚artfremden Knechtsreligion‘ des (jüdischen) Gekreuzigten aus dem ‚Morgenland‘ anhängen.

Daß der Stedingeraufstand durch Verketzerung, Kreuzzugspredigt und Ketzerkreuzzug niedergeschlagen wurde, kommt Holschers Argumentation sehr ent-

⁹⁴) Am heiligen Quell Deutscher Kraft. Ludendorffs Halbmonatsschrift, Jahrgang 1934/35 (5. Jahr), Abb. gegenüber S. 144: „Es lebe die Freiheit! Zum 27. 5. 1234, dem Tag der Schlacht von Altenesch“, S. 146-149: Käthe Fleck, „Lieber in Freiheit sterben als in Schande verderben!“ (zum 27. 5. 1234 – dem Tag der Schlacht von Altenesch), S. 315-317: „Unerhörte Geschichtsklitterung“ (Polemik gegen christlich-biblische Inschriften auf geplantes Niedersachsendenkmal bei Verden und auf ‚Stedingsehre‘-Obelisk), S. 357 f.: H. Hiller, „Von der Macht des Rasseerbutes“ (mit Auszügen aus Lulu von Strauß und Torneys Roman ‚Lucifer‘).

gegen. So kann er sich nicht genug empören über die „kirchen-rechtliche Einkreisung“, über die „Propaganda für den Kampf gegen diese verruchte Ketzerbrut“, über das „Heer von ... Henkern“ „unter dem Zeichen des Erlösers“ (S. 7, 13 bzw. 17). Zum „Gottesdienst der Ketzervernichtung“ fürs „Wohl der überstaatlichen Kirche“ (S. 19 bzw. S. 20) kommt es dann in der Schlacht bei Altenesch. Obwohl die Stedinger lange dem gewaltigen „Anprall der Deutschen Ritter im Dienste Roms“ widerstehen können – „wie ein Fels standen die Deutschen Bauern zu ihrer Freiheit“ –, unterliegen sie dennoch der Übermacht und werden vernichtet. Das Ergebnis in Holschers Worten: „Sie waren zertritten diese ‚Gott-verfluchte Ketzerbrut‘. Das Kreuz hatte gesiegt. Gesiegt durch Hörigkeit entarteten Deutschen Blutes“ (S. 21). Doch hält er ihren Kampf nicht für vergebens, denn er beschließt seine Erzählung mit den Sätzen: „Die Stedinger sind tot. Aber ihr Stolz, ihre unbedingte Vaterlandsliebe und der Freiheitswille ihrer Deutschen Seele glüht auch heute noch, ja heute heißer und lebendiger als in den seither verflossenen 700 Jahren in Deutschen Herzen, für deren Deutsche Art noch immer als Grundgebot gilt: *„Lewer dod as slav!“*“ (S. 22). Diese Überzeugung vertritt Holscher bereits in seinem vorangestellten Gedicht, dessen Schlußstrophen verkünden:

„Doch – ‚die Seele des Volks‘, das damals verdarb,
ist nicht unter Kreuze zu zwingen,
heut’ hören wir *dieser* Seele Ton
durch’s ganze Deutschland klingen.

Aufrecht und stolz, ganz Deutsch und wahr,
wir steh’n als der Stedinger Erben,
um – wenn es sein muß – genau wie sie
für ‚Deutsche Freiheit‘ zu sterben.“ (S. 2)

Die Stedinger als Ahnen der Ludendorff-Bewegung, als Vorbilder für den Kampf gegen christlichen Glauben und römische Kirche und als Inkarnation der „reinen Deutschen Seele“ (S. 16) mit ‚artbewußter Gott-Verbundenheit‘: so sieht Holscher, wie vor ihm Winter, die Marschbauern. In seiner geifernden Polemik gegen alles Christlich-Kirchliche ordnet er den Stedingeraufstand einer krausen Regionsphilosophie unter, die mit Schlagworten wie ‚Nord- und Ostsee gegen Mittelmeer!‘ oder ‚Nordländisches wider Morgenländisches!‘ für radikal völkisch-rassistische Weltanschauung eintritt. Weil Holscher den politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Komponenten des bäuerlichen Widerstandes kein eigenständiges Gewicht zuerkennt, sieht er ‚Freiheit‘ und ‚Eigentum‘ in den Kategorien einer ideologischen Auseinandersetzung um „Stolz“, „Ehre“, „Heimat“, „Land“, „Volk“, „Seele“ und „Art“. In der fanatischen Begeisterung für nordische Rasse und germanisches Heidentum war sich die Ludendorff-Bewegung mit Nationalsozialisten wie Rosenberg, Darré oder Röver einig. Kein Zufall, daß gerade ideologische Puristen eifrige Förderer des völkisch-nationalen und antikirchlich-christenfeindlichen Stedingerkultes wurden. Mit diesen

Hütern der orthodoxen Doktrin teilt Holscher andere Eigenschaften, die für seine Deutung des Stedingeraufstandes so bezeichnend sind: unverkennbare Freude bei der Schilderung von Gewalttaten, selbstgefällige Demonstration taktischer Kenntnisse, wüste Ausfälle in der Polemik, sogar antisemitische Spitzen (S. 18). Das alles macht Holschers Erzählung eher zu einem propagandistischen Traktat, ihre Lektüre zu einer unerquicklichen Anstrengung. Überzeugt haben dürfte sie nur die ohnehin gläubigen Anhänger der Ludendorff-Bewegung und der nationalsozialistischen Orthodoxie. Andere konnten wahrscheinlich erfolgversprechender mit Hinrichs' Schauspiel für die völkisch-nationalistischen und antikirchlichen Ziele des parteiamtlichen Stedingerkultes gewonnen werden.

35. *W. Heydrichs Hörspiel (1934)*

Da sich die nationalsozialistische Propaganda bereits früh auf den Rundfunk als wirkungsvolles Mittel zur Verbreitung ihrer politischen Forderungen und weltanschaulichen Vorstellungen stützte, verwundert es nicht, daß die 700-Jahrfeier der Schlacht bei Altenesch einem größeren Publikum auch durch die Ausstrahlung von Interviews, Reportagen und Szenen näher gebracht werden sollte. U. a. konnte man am 30. Mai 1934 über den Reichssender Hamburg mehrere Sendungen zu diesem Thema hören: zunächst einen Bericht über die Kundgebung vom 27. Mai, dazu ein Interview mit Gustav Rudolf Sellner über seine Inszenierung von Hinrichs ‚De Stedinge‘, dann ein Gespräch zwischen der Schriftstellerin Alma Rogge und einem Stedinger Bauern über ‚Stedingehre‘, schließlich das Hörspiel „Stedinger Kreuzzug“ von Wilhelm Heydrich (1887-1959)⁹⁵). Weil der Text von Heydrichs Hörspiel bislang nicht aufzufinden war, stellt eine anonyme Zeitungsnotiz in den ‚Nachrichten für Stadt und Land (Oldenburg)‘ vom 31. Mai 1934 die einzige Quelle dar, die über Inhalt und Deutung des „Stedinger Kreuzzuges“ informiert. Hier heißt es: „Die hinreichend bekannten historischen Ereignisse, die zur Schlacht bei Altenesch im Jahre 1234 führten, der heldenhafte Kampf und Untergang der Stedinger und das abschließende Blutgericht über tote und noch lebende Stedinger nach dem Vernichtungskampf, das wurde in fein gegliederten Szenen und in prächtigen Worten fesselnd geschildert. Das Ganze war von Glockenklang, Orgelspiel und Chorgesang umrahmt.“ Ob diese Fülle von Gemeinplätzen und schiefen Bildern (z. B. das ‚Blutgericht über tote Stedinger‘) schon in Heydrichs Text stand oder erst dem Berichterstatter eingefallen ist, bleibe bis zur Auffindung des Hörspielmanuskriptes dahingestellt. Ein fundiertes

⁹⁵) Nachrichten für Stadt und Land [Oldenburg], Nr. 143 (31. Mai 1934), 2. Beilage. Diesen Hinweis verdanke ich Dr. Albrecht Eckhardt (Brief vom 16. Juli 1979). Leider blieben alle Versuche ohne Erfolg, den offensichtlich bereits 1933 entstandenen Text (vgl. Kürschners Deutscher Literatur-Kalender 1939, Berlin 1939, Sp. 1050) zu beschaffen: Anfragen beim Deutschen Rundfunkarchiv in Frankfurt/M., bei der Hamburger Hörspielredaktion des Norddeutschen Rundfunks und bei Heinz Schwitzke (Eutin) brachten keinen Hinweis auf eine Kopie des Textes oder gar auf einen Mitschnitt der Sendung (Briefe vom 27. Juli und 9. bzw. 16. August 1979). – Zur Biographie und zum Werk des Autors vgl.: Kürschners Deutscher Literatur-Kalender. Nekrolog 1936-1970, hg. v. Werner Schuder, Berlin und New York 1973, S. 275.

Urteil über das verschollene Hörspiel ist unter diesen Umständen ohnehin nicht möglich.

36. *B. Nowaks Schauspiel (1934)*

Wer annimmt, die Kundgebungen anlässlich der 700-Jahrfeier der Schlacht bei Altenesch und die im Gefolge dieses Jubiläums veröffentlichten Werke hätten zumindest elementare Kenntnisse des historischen Geschehens auch außerhalb Nordwestdeutschlands verbreitet, sieht sich getäuscht, wenn er das 1934 erschienene Stück „Die Stedinger. Ein Bauerndrama“ des sudetendeutschen Schriftstellers Dr. phil. Bruno Nowak (1901-1940) liest. Denn das 1935 im Stadttheater zu Jägerndorf (Mähren) uraufgeführte Schauspiel des wenig später unter dem Pseudonym Gottfried Rothacker bekannt gewordenen Autors weist zwar im Titel auf die Bauern der Wesermarschen hin, hat jedoch so gut wie nichts mit dem historischen Stoff zu tun, obgleich es nach der Regieanweisung im Jahr 1234 spielen soll⁹⁶⁾.

Bei Nowak leben die Stedinger Bauern nämlich in und um Stade, also im Gebiet der Elbmarschen, wo sie irrtümlich bereits von einigen spätmittelalterlichen Historikern angesiedelt wurden. Daß die Namen Stade und Stedinger auf ein gemeinsames mittelhoch- bzw. mittelniederdeutsches Wort zurückgehen, doch verschiedene geographische Orte bezeichnen, wußte Nowak offensichtlich nicht. Noch schlimmer: sein Stück handelt von einem Konflikt zwischen Bauern und der Stadt Bremen, nicht von der Auseinandersetzung mit dem Bremer Erzbischof und den Oldenburger Grafen! Deshalb ist bei Nowak weder von Verketzerung noch von Kreuzzügen die Rede, wird auch die Kirche als geistliche Macht und weltliche Herrschaft mit keinem Wort erwähnt. Die aus der Geschichte des Stedingeraufstandes vertrauten Ereignisse und Personen tauchen im Schauspiel an keiner Stelle auf, nicht einmal die Schlacht bei Altenesch oder Bolko von Bardenfleth, die ‚Führerfigur‘ nahezu aller anderen Werke. Mit den historischen Ereignissen haben Nowaks „Die Stedinger“ zunächst nur den Namen der Titelfiguren und die Jahreszahl des Geschehens gemeinsam.

Weitere Übereinstimmungen ergeben sich allerdings bei einem Vergleich des geschichtlichen Themas mit der Handlung auf der Bühne. Im Mittelpunkt des „Bauerndramas“ in fünf Akten steht der Richter und Bauernführer „Randolf Lüdde“, der mit dem Bremer Senator „De Ruitenslag“ über die Abtretung der Stedinger Dörfer „Rundorp, Geestebracht und Eilersbüttel“ verhandeln muß: weil die Stadt Bremen alte Rechte auf dieses Gebiet geltend macht, was sie mit Urkunden und Verträgen beweist, tritt Lüdde die drei Dörfer

⁹⁶⁾ Bruno Nowak, *Die Stedinger. Ein Bauerndrama* (Theaterspiele des Volkes, Bd. 1), Berlin: A. Langen und G. Müller [1934] (benutztes Exemplar: Oldenburg, Landesbibliothek, Signatur: Ge IX B 754 a). – Zum Autor und zu seinem literarischen Werk vgl.: Gottfried Rothacker, Vermächtnis, Aus dem Nachlaß des Dichters hg. v. Martha Rothacker, Bayreuth 1942, bes. S. 309-317; Ferdinand Oppenberg, Gottfried Rothacker – sein Leben und Werk (hier S. 311 über ‚Die Stedinger‘); Richard Zimprich, Gottfried Rothacker, 1901-1940, in: *Sudetendeutscher Kulturalmanach*, hg. v. Josef Heinrich, Bd. 4, München [1963], S. 61-63.

gegen den erbitterten Widerspruch der betroffenen Bauern und aller Stedinger ab. Er kann zunächst eine Mehrheit des Bauernrates davon überzeugen, daß die Stedinger einen ungerechtfertigten und aussichtslosen Krieg mit Bremen wagen, wenn sie den berechtigten Ansprüchen der Stadt nicht nachkommen, zumal eine beträchtliche Entschädigung für die abzutretenden Gebiete angeboten wird. Lüddes Haltung ändert sich erst, als der Sohn des Rundorper „Schulten“ von Angehörigen einer Bremer Kommission getötet wird, weil er sich dagegen wehrt, daß die beanspruchten Ländereien noch vor Vertragsabschluß ausgemessen werden. Von nun an tritt Lüdde als entschiedener Verfechter eines geradezu selbstmörderischen Widerstandes gegen die Bremer auf. Er sagt den Senatoren und der Stadt die Fehde an, führt die Bauern in den Krieg, wo die Stedinger in einer Schlacht ausnahmslos vernichtet werden. Der Bühnenhandlung schließt sich nach diesem fünften Akt ein „Nachruf (gesprochen von einer weißgekleideten, strahlenden Frau)“ an, der mit den Versen endet:

„Das Volk von Stade hat nicht aufgehört zu sein,
wenn es auch blutend in die Gräber sank.
Die Leiber, die für ihre Heimat starben,
die stehen immer wieder auf und zeugen
noch heute unbestechlich für den Glauben,
der all ihr Leben war und all ihr Leid.
Das Leben ist unsterblich! Und das Leid,
das sie um ihres Lebens willen litten,
ist tausend und noch mehrmals größer als
der Tod, noch heut, nach siebenhundert Jahren.
Das Blut von Stade, aus den Wunden blühend,
durchströmt uns alle, und die heilige Saat
reift Jahr um Jahr, bis an der Zeiten Ende,
und alle haben Teil wir an der Ernte.
Wer diesen Glauben hat, der hat das Leben.

Es rauscht das Heldenlied der Stedinger
von Herz zu Herz, von Ort zu Ort, von Stern
zu Stern, und einer wird es immer hören,
zu dessen Füßen alle Sterne kreisen,
der so unendlich ist wie seine Gnade
und selbst das Schweigen allen Untergangs
mit seiner unverstandnen Güte segnet.“ (S. 81 f.)

Welches Leben wird erst durch den Tod unsterblich? Welches Leid kann größer als der Tod sein? Und welcher Glaube setzt Leid und Tod voraus, um unsterbliches Leben zu besitzen? Wer diese paradoxen Aussagen des ‚Nachrufs‘ begreifen will, muß die Ursachen des freiwilligen Untergangs der ‚Stader‘ Stedinger kennen, wie sie in Nowaks Schauspiel dargestellt sind. Denn drei

Dörfer mit etwa eintausend Einwohner und „tausend Morgen Acker“ (S. 13) bilden nur den äußeren Anlaß für den Krieg mit Bremen. Hinter diesem Konflikt stehen gegensätzliche Auffassungen von Recht und Heimat. Während die Bremer Bürger ihre Ansprüche aus Schriftdokumenten ableiten, sie mit Urkunden, Verträgen und Briefen untermauern, berufen sich die Stedinger Bauern auf ein lebendiges Recht, auf das von ihnen kultivierte und besiedelte Land, das jetzt zur Heimat geworden sei. Dem „Recht geschriebner Schrift“ stellen sie das „Recht der Menschlichkeit“ und das „Recht des Herzens“ entgegen: „Wir sind ein Bauernvolk, uns ist der Boden, / der uns ernährt, ein heiliges Gut“ (S. 15). Weil es den Stedingern ausschließlich „um Haus und Herd, / um Wohl und Weh und Kind und Kindeskind“ geht (S. 14), lehnen sie die Abtretung der Dörfer ab und weisen die angebotene Entschädigung zurück. Daß die Stadt Bremen nur an ihren eigenen Vorteil denkt und das Heimatrecht der Dorfbewohner abkaufen möchte, verbittert alle Bauern und läßt sie an der Gerechtigkeit zweifeln. Nahezu ausnahmslos weigern sie sich, einzusehen, „daß Bremen hier im Recht ist und die Macht hat, sich das Recht zu holen“ (S. 30).

Warum diese Bauern ein so ausgeprägtes Bewußtsein ihres Heimatrechts haben, erklärt Nowak aus ihrer ethnischen Eigenart: der Stedinger ist ihm „ein rechter Friese“ (S. 27), der seine ererbte Freiheit nicht kampflos preisgibt. So postulieren die Bauern: „Es gibt mit Bremen keinerlei Vertrag; / freiwillig sollen wir nicht unfrei werden!“ (S. 31). Und weil die Stedinger nur die Alternative „Krieg um die Rechte eines freien Volks / oder Unterwerfung in die Schmach der Knechtschaft“ sehen, widersetzen sie sich einer Abtretung der drei Dörfer, obgleich sie damit den Kampf mit Bremen herausfordern. „Krieg, jawohl! Genug / des Friedens, der uns Land und Leben stiehlt! / Der Tod ist grausamer, der schleichend mich / Wehrlosen hinterrücks ins Jenseits quält, / als der, der mir im freien Feld begegnet, / an dessen blanker Sense ich die Stärke / des Lebens, das mir lacht, erproben kann“ (S. 32). Als Randolph Lübbe erfährt, daß der Sohn des Runtorper Schulden von Bremern erschlagen wurde, gibt er sein Bemühen um Ausgleich auf. Nun fordert auch er: „Das Blut kommt über uns, sein heiliger Dampf / weih unsre Waffen, jetzt zum Kampf ums Recht“ (S. 47). Sein Entschluß wird durch die Einsicht bestärkt, daß Bremen diese gewaltsame Konfrontation absichtlich herbeigeführt und bislang das falsche Spiel der friedlichen Verständigung gespielt hat.

Der Krieg mit der Stadt Bremen bedeutet für die Bauern allerdings den sicheren Untergang, wie sie bereits vor dem Kampf ahnen. Den aussichtslosen Widerstand rechtfertigen sie vage mit dem Glauben an einen tieferen Sinn ihres Todesopfers: meinen sie doch zu fühlen, „wie in dieser Hoffnung / die harte, blutige Schale unsrer Not / stückweis von unsern freien Herzen schmilzt, / und aus der Nacht des allgemeinen Jammers / ein reines Morgenrot uns allen leuchtet“ (S. 72). Die Todesverachtung der Bauern entspringt nach Nowak ihrer Einsicht in die Unsterblichkeit des Glaubens an das Heimat-

recht: „Wenn er [nämlich der Stedinger] auch stirbt, / es bleibt sein Glaube leben. / Und für die Sache wird sein Tod noch / die Quelle neuer Kraft“ (S. 74). Für die Bauern bedeutet dieser Glaube den Sieg vor der Schlacht: „Setzt Euer Leben auf die eine Stunde, / und Ihr gewinnt das Recht auf Ewigkeit!“ (S. 75). Gleichzeitig fordert dieser Glaube den Verzicht auf die eigene Individualität, wie Lüdde hören muß: „Tauch unter / im großen Kreis des Volks, ein Stück von ihm, / und schließ den Ring, der ohne Anfang und / auch ohne Ende ist“ (S. 76). Die Konsequenz dieses Glaubens ist der bewußt herbeigeführte Kampf mit der Übermacht der Bremer, auch um den Preis des vollständigen Untergangs der Stedinger.

Obwohl Nowaks Bühnenfiguren die selbstzerstörerische Unbeugsamkeit mit den historischen Personen des frühen 13. Jahrhunderts zu teilen scheinen, dient ihm die geschichtliche Vorlage lediglich dazu, seinen ‚Stader‘ Stedingern eine publikumswirksame, aber oberflächliche Aktualisierung zu geben. Nicht der historische Stoff eines Bauernaufstandes interessiert ihn, sondern das auf persönlicher Erfahrung beruhende Thema des Heimatrechts. Die geschichtlichen Stedinger sind nur der Vorwand, um an einem vermeintlich überzeugenden Beispiel aus dem Mittelalter das Heimatrecht der deutschen Minderheit in der Tschechoslowakischen Republik nachzuweisen. Sein Schauspiel will deshalb nicht mit ästhetischen oder gar geschichtswissenschaftlichen Maßstäben gemessen werden. Wie die meisten Werke des Schriftstellers Nowak bzw. Rothacker sind auch ‚Die Stedinger‘ Teil seines kultur- und bevölkerungspolitischen Durchhalteappells an die Deutschen in Böhmen und Mähren, den Glauben an ihr Heimatrecht unbeeindruckt von der Geltung schriftlichen Rechts und politischer Macht zu verteidigen, ohne Rücksicht auf eigenes Leid und eigenen Tod. Den Triumph seiner kämpferischen Kulturpolitik hat er noch erlebt, doch nicht mehr Flucht und Vertreibung der Sudetendeutschen in den letzten Monaten und nach Ende des Zweiten Weltkrieges: sie ließen das Bühnengeschehen von 1934 in einer Weise Wirklichkeit werden, wie es sich Nowak kaum vorgestellt hat.

37. G. Sturms Gedicht (1935)

Das offizielle Programmheft der „Niederdeutschen Kultstätte Stedingsehre-Bookholzberg“ für die Aufführungen von Hinrichs' Schauspiel zwischen dem 13. und 28. Juli 1935 enthielt außer den Reden Alfred Rosenbergs und Richard Walther Darrés bei der Altenescher Kundgebung vom 27. Mai 1234 und dem Stedinger-Kapitel aus Lulu von Strauß und Torneys Roman ‚Lucifer‘ noch das Gedicht „Stedingen lebt!“ von Gustav Sturm aus Delmenhorst⁹⁷⁾. Es will in fünf Strophen gleichfalls die Lehre aus dem historischen Geschehen

⁹⁷⁾ Gustav Sturm, Stedingen lebt!, in: [Programmheft] „De Stedinge“. Volksschauspiel von August Hinrichs auf der Niederdeutschen Kultstätte Stedingsehre-Bookholzberg, Stat. Gruppenbühnen/Old. [1935], S. 16 f. – Nachgedruckt in: Glaube und Schwert! Worte und Bilder aus Volk und Bewegung. Worte verfaßt von Gustav Sturm, Delmenhorst, Lichtbilder von Heinrich Kunst, Adelheide, Delmenhorst: Wittekind-Druckerei 1936 (nicht paginiert).

ziehen, die Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart herstellen. Sein Titel greift dabei eine Schlüsselstelle aus ‚De Stedinge‘ auf, jenes triumphierende „Stedingen läewt!“ der fliehenden Bauern (S. 74), das trotz der Niederlage bei Altenesch den Fortbestand der Stedinger signalisiert. Wie sehr Sturm die geschichtlichen Ereignisse als Zuschauer von Hinrichs’ Schauspiel erlebt, zeigen die beiden letzten Strophen seines Gedichtes, die geradezu als Szenenbeschreibung der Aufführung gelesen werden können:

„Ueber Stedingen senkt sich die Nacht.
 Rauchfahnen der Brände umhüllen die Leichen.
 Falsche Propheten erwarben die Macht
 über dies Land mit den Deichen – – – –
 Hin über das Schlachtfeld, durch Tote und Brand,
 reitet der Sohn eines sterbenden Bauern.
 Scharf ist das Schwert in der junghaften Hand,
 steif ist sein Nacken und tief ist sein Trauern.
 Heil’ges Blut aus seinem Herzen
 schenke dem Lande ein neues Geschlecht.
 Und aus den Augen, wie flammende Kerzen,
 leuchtet die Wahrheit vom Stedinger Recht!
 Urewige Sonne, der Feige erbebt,
 da du erwecktest den sieghaften Tag:
 Ganz Stedingen lebt!
 Nun komme, was mag! –“ (S. 17)

Das Gedicht ist aber auch eine zeittypische Mischung aus konventioneller Landschaftslyrik und mystifizierenden ‚Blut und Boden‘-Versen. Beides liegt dicht nebeneinander: „Aehrenfelder, sie wogen und grüßen“, „heil’ges Blut aus deutschen Adern“, „lichthelle Wolken“ und „volkhafter Kampf“, „Ahnrecht“ und wiederum „heil’ges Blut, so heiß und so rot“ (S. 16 f.). Das ist so vage und klischeehaft formuliert, daß es überall Zustimmung finden mußte, sowohl bei den Deutsch-Nationalen oder Völkisch-Rassistischen wie bei den Deutsch-Gläubigen der Ludendorff-Bewegung oder den Ideologen des Nationalsozialismus. Die Botschaft von der Wiedergeburt der Stedinger wird immerhin deutlich ausgesprochen: die Niederlage bei Altenesch hat die Stedinger nicht vernichtet, denn 700 Jahre nach dem 27. Mai 1234 ist den Bauern Gerechtigkeit widerfahren. Diese vollständige Identifizierung von historischem Geschehen und Hinrichs’ Festspiel mit den aktuell-politischen Zielen des parteiamtlichen ‚Stedingergedenkens‘ rechtfertigte bereits den Abdruck von Sturms Gedicht im offiziellen Programmheft von 1935. Nationalsozialistische Ideologie mußte es damit noch nicht sein, wie an ‚De Stedinge‘ abzulesen war. Die propagandistisch-agitatorische ‚Verwertung‘ der literarischen Darstellungen des geschichtlichen Stoffes besorgten nämlich die Funktionäre und Ideologen der NSDAP vor und nach den Aufführungen auf dem Bookholzberg.

38. G. G. Engelkes' *Erzählung* (1936)

Wie sich dem geschichtlichen Stoff dezidiert antikirchliche Emotionen abgewinnen lassen, die seit dem Roman *Lulu von Strauß* und *Torneys* zu einem typischen Merkmal vieler literarischer Darstellungen des Stedingeraufstandes geworden sind, demonstriert der ostfriesische Schriftsteller Gustav Gerhard Engelkes (1905-1973) in seinem 1936 erschienenen Prosastück „Ein Stedingengeschlecht erlosch“⁹⁸). Seine „völkische Erzählung“ ist zwar nur wenige Seiten lang, doch von einer demagogischen Wirkung, die vieles in den Schatten stellt, was bis dahin über die Stedinger geschrieben wurde.

Engelkes konzentriert seine Darstellung auf eine einzige Episode, nämlich auf die Schlußphase der Schlacht bei Altenesch, als die Bauern nach dem Flankenangriff des Grafen von Kleve der Übermacht der Kreuzfahrer erliegen. Den Untergang der Stedinger veranschaulicht er am Schicksal der Familie des „Heiko Hagena“: daß er, seine Frau „Hima“ und ihr junger Sohn „Omme“ im Kampf für „Heimatboden“, „Freiheit“ und „Recht“ sterben, darauf bezieht sich der Titel. Doch ist nicht der Inhalt das eigentlich Bemerkenswerte an „Ein Stedingengeschlecht erlosch“, sondern die Art und Weise, wie Engelkes das Ende dieser Bauernfamilie schildert und wie er die Niederlage der Stedinger interpretiert. Seine Erzählung ist nämlich ein zwielichtiges Konglomerat von historischer Darstellung und antichristlicher Agitation, von Freude an brutalen Szenen und schwül-erotischen Anspielungen, alles zugleich untersetzt mit diffusem Heimat-, Rasse- und Freiheitspathos.

Eher konventionell erscheint zunächst die Charakterisierung der beiden Parteien. Die Stedinger Bauern sind selbstverständlich Friesen, deren Heimat- und Freiheitsliebe ebenso ausgeprägt ist wie ihre Tapferkeit. Ihr „Choral der Freiheit“ lautet deshalb: „Schlah dod! – Schlah dod! Lewer dod as Slaw! – Lewer dod as Slaw!“ (S. 22). Ihn rufen „sterbende Bauernkehlen“ (S. 24), zuletzt röcheln auch Heiko und Hima: „Lewer dod as Slaw!“ (S. 25). Den Stedingern stellt Engelkes jedoch nicht die Ritter und Adligen gegenüber, sondern in erster Linie „Priester“, als ob die „verhaßten römischen Knechte“ das Hauptkontingent der Kreuzfahrer gestellt hätten. Allerdings begnügen sich diese Priester nicht mit einem „plärrenden Kyrie eleison“, um „in sicherer Entfernung von dem Kämpfenden Gottes Segen für den Brudermord“ herabzulehnen (S. 21), sondern sie greifen sogar selbst in die Schlacht ein. So ist es ein Priester, der Omme mit einem Vortragekreuz „in die lichten, leuchtend-blauen Knabenaugen“ sticht. Und „unter den prasselnden Hieben einer Schar von eifernden Priestern“ sterben der schwer verwundete Detmar tom Diek und der „geblendete Knabe“ (S. 22). Schließlich ist es ein Priester, der auf den mäßigenden Zuruf eines Ritters „Laßt es genug sein, ihr Herren, und schont die Frauen und Kinder jetzt wenigstens“ zurückschreit: „Zertretet die Ketzer-

⁹⁸) Gustav G[erhard] Engelkes, *Das Niedersachsen-Jul und andere völkische Erzählungen*, Landsberg an der Warthe: Pfeiffer und Co. 1936, S. 21-25: Ein Stedingengeschlecht erlosch (benutztes Exemplar: Oldenburg, Landesbibliothek, Signatur 57/2283). – Zum Verfasser und seinem Werk vgl.: *Deutsches Literatur-Lexikon* (s. Anm. 9), Bd. 4, Bern und München 1972, Sp. 310 f.

brut: Kyrie eleison! Der Herr segne die Schlacht!“ (S. 23). Weil die Niederlage der Bauern ein „großer Sieg der Kirche und Christenheit“ ist, polemisiert Engelkes vor allem gegen christlichen Glauben und römische Kirche, weniger gegen Adel und Rittertum. Dabei kommt die hinlänglich bekannte Feindschaft gegen Kirche und Christentum zum Vorschein, die ja Charakteristikum der völkischen und nationalsozialistischen Ideologie ist und fast alle literarischen Darstellungen jener Jahre mehr oder weniger stark durchzieht.

Noch fragwürdiger, geradezu abstoßend wird Engelkes' Darstellung durch die offensichtliche Freude an der Schilderung brutaler Details aus dem Kampf zwischen Kreuzfahrern und Bauern, mehrmals durchsetzt von unverhüllt erotischen Anspielungen. Beides gibt der Erzählung einen Anflug von ‚Sex and crime‘, der hier zum ersten Mal so deutlich in einem literarischen Werk über die Stedinger auftritt, offenbar als besonders ‚völkisch‘ galt, doch nur publikumswirksam sein wollte. So heißt es zum Beispiel: „Himas herrliches Blondhaar hat sich gelöst und liegt reich und schimmernd auf Heikos Hals und Schultern. Himas Kleid ist zerfetzt, und die bloßen Schultern und Arme leuchten weiß und voll. Heiko lehnt noch einmal die wunde Stirn dagegen; – das ist gut und kühl und doch so lebenswarm. Blühen Rosen um ihn her, oder ist es das Blut, das von der Stirn über die Augen niederrieselt? Schreitet er mit Hima im Abendfrieden durch ein wogendes goldenes Feld, oder ist es ihr blondes im Winde sich bauschendes Haar? Ja, und roter Klatschmohn leuchtet im Korn, oder blüht so ihr roter Mund? Will ihn noch einmal die Heimat umarmen? Warum kann das nicht mehr wahr sein? Oh, Fluch über Kreuz und Buch. Diese Minuten vor dem Tode schenken den Beiden noch einmal den Reichtum der Welt.“ (S. 23). Solch schwüle Atmosphäre erzeugt bei Kreuzfahrern zwangsläufig den Wunsch nach Himas Vergewaltigung: „Schont das Weib! Erst für uns, und dann für Priester und Scheiterhaufen.“ Wie werden die Flammen die goldenen Locken fressen, wie wird ein weißer Leib sich in Qualen winden.“ Gegen fremde Begierde wehrt sich Heikos Frau wie eine Amazone: „Hima hebt die herrlichen kraftvoll gerundeten Arme. Die Sense blitzt – ein Schwung und Schwirren, und der Ritter sinkt vom Roß. Jetzt wirft sich Hima Heiko in die Arme, der nun das aus einer Pflugschar umgeschmiedete Schwert wie einen silbernen Kreis um ihre Häupter schwingt, und an seiner Brust stürmt das Leben, – ein zuckender Frauenleib.“ (S. 24). Wenig später sterben beide im Kampf, das unvermeidliche ‚Lieber tot als Sklav!‘ auf den Lippen. Und damit endet Engelkes' Erzählung. Ob allerdings das Publikum diesen Text mit genügend Distanz lesen konnte, um zu erkennen, auf welcher raffinierten und rattenfängerischen Weise seine Emotionen geweckt werden sollten? Man muß es bezweifeln.

39. F. Münters Tragödie (1936)

Daß Engelkes' ‚völkische Erzählung‘ innerhalb der völkisch-rassistischen und nationalsozialistischen Stedingerliteratur kein Einzelfall war, sondern bereits in

den Jahren vor 1933/34 gewichtige Vorläufer hatte, zeigt ein Vergleich mit den Werken Lulu von Strauß und Torneys, Hermann Eickes, Harry Wolffs und Heinrich Buschers. Verglichen mit dem 1936 gedruckten Stück „Stedinger. Trauerspiel“ des sächsischen Ober-Landwirtschaftskammer-Rats a. D. und Buchhändlers Dr. phil. Ferdinand Münter (1877-1959)⁹⁹⁾ stellt ‚Ein Stedingsgeschlecht erlosch‘ nicht einmal den Gipfelpunkt rechtsradikaler Ideologisierung dar. Was nämlich Münter dem Leser bzw. Zuschauer zumutet, läßt sich allenfalls mit den verstiegenen Lehren der Ludendorff-Bewegung oder mit den Werken orthodoxer NS-Propagandisten wie Rosenberg und Darré in Beziehung setzen: seine ‚Stedinger‘ sind nichts anderes als die antikirchlich-antichristliche und antisemitische Hetzschrift eines ‚Deutsch-Gläubigen‘.

Münter darf für sich das zweifelhafte Verdienst beanspruchen, die vor ihm nur selten geäußerten antisemitischen Ausfälle, z. B. in Buschers Stück oder Holschers Erzählung, zum Hauptthema erhoben zu haben. Vertritt er doch in seinem Trauerspiel die Ansicht, die Niederwerfung des Stedingeraufstandes durch Kirche und Adel sei Teil der ‚jüdischen Weltverschwörung‘, weil die Kirche als ‚Werkzeug der Juden‘ und der christliche Glaube als ‚Ableger des Judentums‘ betrachtet werden müßten. Personifiziert sieht er das Wirken ‚Judas‘ in zwei Figuren: im konvertierten Juden Adonatus, dem Kanzler Erzbischof Gerhards II. von Bremen, und im gläubigen Juden Esra, dem wichtigsten Gehilfen des Adonatus bei der Erfüllung seiner Pläne. Werden die Juden von Münter schon generell sehr abstoßend charakterisiert, so stattet er den erzbischöflichen Kanzler mit allen negativen Eigenschaften aus, die er für typisch jüdisch hält: unehrlich, doppelzünftig, verschlagen, skrupellos, habsüchtig, machtgierig, lüstern. Wie schon sein Name andeutet – Adonatus ist wohl als latinisierte Form des hebräischen ‚Adonai‘ (Herr) zu verstehen –, hat sich der Kanzler nur zum Schein taufen lassen. Als Konvertit hofft er nämlich erfolgreicher für die Ziele des Judentums wirken zu können. Andererseits betrachtet er die Römische Kirche als potentiellen Verbündeten der Juden, denn er erklärt: „das Christentum wird nie wahrhaft gegen die Juden kämpfen. Alle Feindschaft ist Schein“ (S. 7). Gegenüber dem Bremer Erzbischof begründet er dies so: „Wisse, daß der Christengott niemand anderes als Jahwe ist, daß die Juden das auserwählte Volk, und ihre Religion und Gesetze deine Vorschriften sind. Christus kam, das Gesetz zu erfüllen.“ Und wenig später verdeutlicht Adonatus: „Diene Jahwe in Treue, ehre das auserwählte Volk. Ohne Abraham, Moses und David kein Christus. Unser Kampf geht um das Erbe Israels.“ (S. 8). In der Auseinandersetzung mit den Stedinger Bauern ist Gerhard II. für Münter nur Hilfsorgan des ‚Weltjudentums‘. Hinter ihm stehen nämlich als treibende Kräfte Adonatus und andere Juden. Was

⁹⁹⁾ Ferdinand Münter, Stedinger. Trauerspiel, Halle/Saale: Buchhandlung Dr. F. Münter 1936 (benutztes Exemplar: Speyer, Pfälzische Landesbibliothek, Signatur 37.332). – Zu Autor und Werk vgl.: Kürschners Deutscher Literatur-Kalender 1939, Berlin 1939, Sp. 618; ergänzende Angaben, u. a. das Datum seines Todes, verdanke ich einer Auskunft des Stadtarchivs Halle (Brief vom 3. Okt. 1979).

immer der Erzbischof ersinnt, um den Widerstand der Stedinger zu brechen: die abgefeimten Pläne stammen von seinem Kanzler Adonatus.

Den finsternen Gestalten der Römischen Kirche und ihrer jüdischen Hintermänner stellt Münter die strahlenden Figuren der Stedinger gegenüber. Für ihn sind sie selbstverständlich „freie Bauern“, die ihre Freiheit gegen Adlige und Ritter wie gegen Prälaten verteidigen (S. 15 f.). Noch mehr in ihrer „Freiheit und Eigenart“ unterdrückt fühlen sie sich allerdings durch den christlichen Glauben und den Römischen Papst. Sie behaupten nicht nur „Papentum ist Knechtsgeist“ (S. 16), sondern verhöhnen die „demütigen, kriechenden Priester“ (S. 17) und verachten die finsternen Kirchen und Klöster (S. 19: „Die Steinhöhlen machen krank“). Ihr Glaube ist anderer Art als die christliche Religion. Denn als „freie Bauern“ mit „freiem, erblichem Besitz“ (S. 25) gilt ihnen die ‚gottgegebene Heimat‘ als Glaube und Kirche: „Den Acker bebauen, die Deiche erhalten, den Singvögeln lauschen, Sturm und Gewitter kindlichen Herzens anstaunen, das ist auch Gottesdienst“ (S. 20 f.). Daher stellt ein in Stedingen geborener Mönch beim Besuch der Heimat fest: „Hier ist mehr Liebe als im Kloster und Palast“ (S. 23). Die ausgeprägte Heimatliebe und das stolze Freiheitsgefühl der Bauern erkennen ferner keine Herrschaft an. Sie wollen nicht Untertanen des Bremer Erzbischofs sein und dulden in ihrem Land keine Burgen: „Unsere Freiheit werden wir Stedinger bis zum Tode verteidigen“ (S. 27). Weil „Hab und Gut, Freiheit und Eigenart“ (S. 17) für die Bauern untrennbar miteinander verbunden sind, sehen sie allmählich ein, daß sich ihr Widerstand gegen den Erzbischof als weltlichen Herrn auch gegen die Kirche als Verkünderin des christlichen Glaubens richten muß. Unmittelbar vor der Schlacht bei Altenesch predigt ihnen der aus dem Kloster geflüchtete und nach Stedingen zurückgekehrte Mönch die „Einheit von Boden, Blut und Geist“. Die Lehrsätze dieses ins 13. Jahrhundert zurückversetzten Ludendorff-Anhänger: „Auf uns selbst muß der Glaube wachsen, aber nicht in uns hineingetragen werden“, „Auf unserm eigenen Urgrund müssen wir aufbauen“, „Kämpft um euer Sein und eurer Weiber Ehre“, „Fort mit der Quelle aller Glaubensausgeburt, fort mit der ganzen Klerisei, denn sie hat Gottes Sein und Willen nicht erkannt“, „Löst die Seelen von geistlichen Ketten. Gott ist in euch. Fort mit der Kirche, die euch, des Allwissenden Geschöpfe, knechtet. Sie ist Menschenwerk, doch nicht Gotteswille“, „Zurück zu Gott und eurer Eigenart“ (S. 55-57).

Für Münter liegt der Sinn des Freiheitskampfes der Bauern letzten Endes auf religiösem Gebiet, denn sie sind Wegbereiter einer „neuen Kirche“. Durch die Bühnenfigur des entlaufenen und heimgekehrten Mönches läßt er die grundlegende Überzeugung der Ludendorff-Bewegung verbreiten: „Und euer Auftrag ist, Stedinger zu sein und eure von Gott gegebene Seele zu pflegen, aber nicht asiatisch-römische Glaubenslehren zu verdauen. Deshalb sage ich: Los von Rom-Juda. Bleibt euch treu, wie Gott euch geschaffen hat oder ihr geht zugrunde“ (S. 57). Die ‚Wahrheit‘ dieser Sätze erkennen die Bauern

allerdings sehr spät. Erst in der Konfrontation mit dem Heer der Kreuzfahrer durchschauen sie das Doppelspiel des erzbischöflichen Kanzlers und begreifen die Hintergründe ihrer Verketzerung, die ihnen zuvor der ehemalige Mönch aus Stedingen plausibel gemacht hatte: „Das ist Kirchenwahn, dem jedes nichtpapistische Gefühl und Denken als dämonisch gilt. Unduldsamkeit ist das Zeichen menschlicher Herrschaft. Gott befiehlt nie.“ (S. 56). Jetzt bleibt den Stedingern nur dieses Gebet an den „allmächtigen Weltenschöpfer“, den „Vater der Menschen“: „Wir werden dein Land, unsere Heimat, unsere Frauen und Kinder bis zum letzten Tropfen Blut verteidigen. Hast du aber unsern Untergang beschlossen, gehen wir als deine Söhne für unsere Ehre und Freiheit in den Tod“ (S. 61). Zwar kämpfen auch die Frauen an der Seite ihrer Männer, doch sind die Bauern immerhin so vorausschauend, daß sie Kinder und Greise im unzugänglichen Moor evakuieren. Sie sehen nämlich ein: „Dann sind sie [nämlich Kinder und Greise] gerettet und unser Blut bleibt erhalten. Gott schütze es. Nun zum letzten Kampf um die Ehre“ (S. 67).

Münters ‚Stedinger‘ enden schließlich in tumultuarischen und geradezu grotesken Szenen. Durch den Sieg der Kreuzfahrer triumphiert die Kirche über die Bauern: das Land ist verwüstet, die Stedinger sind vernichtet. Der Erzbischof verkündet: „Weiht neu das Land, neu die Kirchen. Schafft Siedler herbei, daß es der Kirche wohlergehe auf Erden. Ein Festtag sei allem Volke diese heilige Todesstunde. Gesegnet sei, was für die Ehre Gottes starb, verflucht, was in satanischer Lust verdarb. Heil allen frommen Christen in Ewigkeit“ (S. 70). Der Triumph ‚Judas‘ ist jedoch weniger groß als jener ‚Roms‘, denn das zerstörte Land und die erschlagenen Bauern stellen nicht die erhoffte Beute dar. Weil auch die Stedinger Frauen ihrer Gefangennahme durch Selbstmord zuvorkommen, zeigt sich Adonatus enttäuscht: „Jahwe, so war unser Vertrag nicht“ (S. 66). Zuletzt bleibt dem erzbischöflichen Kanzler nur die Genugtuung, daß er durch seine Intrigen und Listen Zwist unter die Bauern gebracht hat. Als die Stedinger das erfahren, geht dem „Führer Boleke von Bardenfleth“ die Erkenntnis auf: „Die Schurkerei ersinnt kein deutscher Geist“ (S. 68). Gleiches meinte bereits früher Detmar tom Dik: „Ein Stedinger ist kein Jude. Verschlagenheit ist uns fremd“ (S. 50). Die Empörung über ‚jüdische Tücke‘ macht sich darauf im Mord an Adonatus Luft. Selbst der Erzbischof urteilt jetzt über ihn: „Dein Werk ist erfüllt. Du warst mehr Kanzler als Priester, mehr Jude als Christ“ (S. 70).

Weitere Worte über Münters ‚Stedinger‘ sind überflüssig. Die Zitate sprechen für sich, genauer: sie sprechen gegen ihn und seine verbohrten Anschauungen vom universalgeschichtlichen Wirken ‚jüdischer Weltverschwörung‘, die er sogar in der Auseinandersetzung zwischen Bremer Erzbischöfen und Stedingern an der Arbeit sieht. Sein Antisemitismus ist so fanatisch und radikal, daß er ihm alle anderen Dogmen der völkischen Ideologie unterordnet, z. B. die Begeisterung fürs freie Germanentum, die ‚Blut und Boden-Mystik‘, den Glauben an die nordische Rasse, die Sehnsucht nach dem Heroischen, das Ideal

der Einheit von Individuum und Volk. Sein ‚Trauerspiel‘ wäre unbeabsichtigt komisch, würde nicht der geifernde Judenhaß als wesentliches Element der NS-Diktatur jeden Versuch einer belustigten Lektüre verbieten. So bleibt nur die bestürzende Einsicht, daß 1936 ein dilettierender Dramatiker augenscheinlich freiwillig bereit war, den völkisch-antikirchlichen Stedingerkult gewisser orthodoxer Ideologen innerhalb der NSDAP durch die extrem antisemitische und antichristliche Interpretation der Ludendorff-Bewegung zu überbieten.

40. O. Riedrichs Erzählung (1936)

Streng genommen gehört die 1936 veröffentlichte Erzählung „Die Stedinger Bauernschlacht“ des sächsischen Schriftstellers Otto Riedrich (1881-1952) nicht in die Reihe der literarischen Darstellungen des Stedingeraufstandes. Das schmale Büchlein wendet sich zwar an die Jugend, ist aber eher der populären Geschichtsschreibung als der historischen Belletristik zuzurechnen. Diesen Anspruch erhebt Riedrich selbst durch den Hinweis, daß er seine Erzählung nach dem Buch H. A. Schumachers verfaßt habe (S. 2). In der Tat berührt sich ‚Die Stedinger Bauernschlacht‘ an vielen Punkten mit der klassischen Darstellung von 1865, zuletzt in einem langen Zitat, mit dem Riedrich sein Büchlein beendet¹⁰⁰).

Nur ein einziges Mal gibt der Erzähler die Zurückhaltung des Chronisten auf und greift unvermittelt zu einem Stilmittel der historischen Belletristik. Das geschieht an jener Stelle, wo er die Situation unmittelbar vor der Schlacht bei Altenesch schildert. Nach einem kurzen Exkurs über die Kreuzfahrer kommt er nämlich auf die Motive der aufständischen Stedinger zu sprechen. Riedrich erwähnt „ihren unbändigen Willen, das alte Recht und die alte Freiheit zu wahren“, betont dann, daß die Bauern „für die uralten heiligsten Güter germanischen Wesens“ kämpften und „weder Fürsten- noch Kirchenklaven werden“ wollten. Die Stedinger waren eben „frei und gehorchten nur den Gesetzen, die germanisches Wesen im Kampfe mit der alten Heimaterde geschaffen hatte“. Schließlich nennt Riedrich die Namen der bekannten Anführer der Stedinger, um dann fortzufahren: „Es wird berichtet, sie hätten durch gute Worte die heilige Kampfgemeinschaft gestärkt. ‚Beißt euch in die Feinde wie tolle Hunde und erschlagt die Störer unserer friedlichen Arbeit!‘ so schloß eine dieser Kampfreden an die versammelte Bauernschaft“ (S. 26).

Hier hat die Germanenbegeisterung dem Erzähler übel mitgespielt. Denn die zitierte direkte Rede ist nirgends überliefert, steht auch nicht bei Schumacher, zu dessen Stil diese rohen Worte übrigens nicht passen. Der erfundene

¹⁰⁰) Otto Riedrich, Die Stedinger Bauernschlacht. Das Werden der Stedinger, ihr Kampf um Recht und Freiheit und ihr Untergang. Mit Bildern von Richard Sapper (Bunte Bücher, H. 255), Reutlingen: Enßlin und Laiblin [1936] (benutztes Exemplar: Bremen, Staats- und Universitätsbibliothek, Signatur: 36 c 922). – Zu Leben und Werk des Verfassers vgl.: Kürschners Deutscher Literatur-Kalender. Nekrolog 1936-1970, hg. v. Werner Schuder, Berlin und New York 1973, S. 549.

Schlußsatz einer „Kampfrede“ wäre nicht weiter bemerkenswert, würde er nicht deutlich machen, in welchem Ausmaß Riedrich Schumachers Darstellung durch die eigene Interpretation aktualisiert. Dabei hat seine Germanenromantik nur wenig mit dem nordischen Mythos eines Rosenberg oder Darré zu tun, geschweige denn mit der Glorifizierung germanischen Heidentums durch die Ludendorff-Bewegung. Wenn Riedrich von „Märtyrern deutschen Geschehens“ spricht, „deutsches Recht und deutsche Freiheit allein [als] bestimmendes Maß in deutschen Landen“ zum „großen Ziel“ der Gegenwart erklärt und endlich das „uralte Recht germanischen Lebensgefühls“ verwirklicht sehen möchte (S. 28 f.), erweist er zwar dem zeitgenössischen Stedingerkult die schuldige Reverenz, bleibt aber mit diesen Äußerungen noch im Rahmen der lange vor 1933 gängigen völkischen Germanen-Ideologie: sie legte den Akzent auf die Verklärung der Herrschafts-, Rechts- und Gesellschaftszustände, war aber an Rasse und Religion kaum interessiert.

41. *W. Schreckenbachs Roman (1936)*

Nur zwei Jahre nach August Hinrichs' ‚De Stedinge‘ erschien eine literarische Darstellung des Stedingeraufstandes, deren Publikumserfolg vielleicht noch größer war als der des Schauspiels von 1934: Wolfgang Schreckenbachs (geb. 1904) Roman „Die Stedinger. Das Heldenlied eines Bauernvolkes“¹⁰¹). Die Gesamtauflage betrug nämlich über hunderttausend Exemplare, verteilt auf die Ausgaben von 1936 und 1937. Auch die Rezensenten lobten das Erstlingswerk des jungen Autors in höchsten Tönen, worauf der Verlag in den Nachdrucken der Erstausgabe durch eine Auswahl der Besprechungen gebührend hinwies¹⁰²). So machte Wolfgang Schreckenbach nachdrücklich auf sich aufmerksam, weshalb Publikum und Kritiker bewundernd vermerkten, Paul Schreckenbach, der berühmte Verfasser historischer Romane, habe in seinem Sohn einen hoffnungsvollen Nachfolger gefunden. Diesen Vergleich legten ‚Die Stedinger‘ bereits mit ihrer Widmung an den 1923 verstorbenen Vater nahe, erhoben also bewußt einen hohen Anspruch.

Was Schreckenbach zu seinem Roman angeregt hatte, habe ich nicht ermitteln können. Ganz ungewöhnlich erscheint die Stoffwahl jedoch nicht, wenn man den Zeitpunkt der Veröffentlichung berücksichtigt. Denn spätestens seit den Jubiläumsfeiern des 27. Mai 1934 war das Geschehen des frühen 13. Jahrhunderts erneut außerhalb Nordwestdeutschlands bekannt. Diese neue Popularität des historischen Stoffes mochte einen Verleger bewogen haben, eine weitere literarische Darstellung vorzuschlagen. Dabei erscheint es nicht ausgeschlossen, daß bereits Paul Schreckenbach gedrängt worden war, sich des

¹⁰¹) Wolfgang Schreckenbach, *Die Stedinger. Das Heldenlied eines Bauernvolkes*, Leipzig: L. Staackmann 1936 (benutztes Exemplar: Oldenburg, Landesbibliothek, Signatur: Ge IX B 754 b); eine zweite Ausgabe erschien innerhalb der ‚Deutschen Kulturbuchreihe‘ (Berlin: Franz Eher Nachf. 1937). – Zu Autor und Werk zuletzt: Kürschners *Deutscher Literatur-Kalender* 1981, Berlin 1981, S. 981.

¹⁰²) Vgl. die vierseitige Zusammenstellung von Pressestimmen im (nicht paginierten) Anhang der Leipziger Ausgabe, nach S. 252 (im Exemplar des 81.-100. Tausends der Gesamtauflage).

Themas in einem Roman anzunehmen. Wie dem auch sei: Wolfgang Schreckenbach hatte für sein Debüt als Schriftsteller keinen entlegenen, sondern einen aktuellen Stoff gewählt. Auffällig ist eher die literarische Gattung seiner Darstellung, denn einen Roman über die Stedinger hatten bisher nur Zumbach (1836) und v. Berneck (1837) geschrieben, sieht man einmal vom möglichen Einfluß des ‚Lucifer‘ der Lulu von Strauß und Torney aus dem Jahr 1907 ab.

Daß Schreckenbach im Unterschied zu anderen Zeitgenossen die Geschichte der Stedinger genau studiert hatte, bevor er den Roman begann, bestätigen Einzelheiten seiner Schilderung, zum Beispiel das erste Kapitel mit der Übersichtskarte (S. 13). Auch im Ablauf der geschichtlichen Handlung hält er sich eng an die überlieferten Fakten, vermeidet also krasse Abweichungen vom historischen Geschehen. Und obwohl sich der Roman auf die Ereignisse zwischen 1228 und 1234 konzentriert, wird die Vorgeschichte der offenen Konfrontation zwischen Erzbischof und Bauern durch Rückblenden zusätzlich erzählt. Dabei legt Schreckenbach großen Wert auf die Erklärung der geographischen und siedlungsgeschichtlichen Tatsachen, die ihrerseits deutlich machen, unter welchen Bedingungen die Stedinger lebten und arbeiteten.

Doch ist ausdrücklich festzuhalten, daß Schreckenbachs Roman dem privaten Schicksal einzelner Personen nicht weniger Platz einräumt als den historischen Ereignissen. Denn parallel zum allgemein-geschichtlichen Geschehen verläuft eine zweite Handlungsebene, in deren Mittelpunkt Bolko von Bardenfleth steht, keineswegs eine ungebrochene Persönlichkeit. Einerseits findet er unter den Stedingern Anerkennung und ist ein „erwählter Führer“ (S. 179), zunächst als Nachfolger seines Vaters Rainald im Amt des Deichgrafen der Lechterseite, dann als oberster Deichgraf und Richter von ganz Stedingen. Andererseits ist der tatkräftige Bolko aufgrund eigener Erlebnisse gelegentlich unsicher und niedergeschlagen. Die Ursache für solche Zweifel und Schuldgefühle: er mußte seine Verlobung mit Imke Holling lösen, weil ihr Bruder Nome die Stedinger an den Erzbischof verraten hatte. Diesen Schritt verlangte die ‚Staatsräson‘ der Bauern, obgleich Bolko nach wie vor an der früheren Verlobten hängt, auch nach seiner Heirat mit Meike, der Tochter Detmars tom Dieke. Trotz aller Tapferkeit ist Bolko also keine heroische Führerfigur. Diese Rolle darf er übrigens in den ‚Stedingern‘ schon deshalb nicht spielen, weil der Roman keinen Einzelnen verherrlichen will, sondern ein Kollektiv.

Auch für Schreckenbach sind die Stedinger ein „freies Bauernvolk“ (S. 15). Ihre Freiheit zeigt sich vor allem darin, daß sie eine Landgemeinde bilden, also eine gewisse Selbständigkeit besitzen: so wählen sie ihre Deichgrafen und Richter, sprechen selbst Recht, zahlen weder Zehnt noch Zins. Diese Autonomie haben sie teils durch Privileg erhalten, teils in Kämpfen mit dem Bremer Erzbischof errungen. Zum Konflikt mit der Kirche führt dann die Weigerung der Bauern, ihr Land aus der Hand des Erzbischofs als Lehen entgegenzunehmen und den großen Zehnt zu entrichten. Erzbischof Gerhard II. duldet nämlich keinen Unterschied zwischen den Bauern der Geest und der

Marsch, sondern möchte die Privilegierung der Stedinger beseitigen. Letztlich liegt der Grund für die offene Konfrontation darin, daß die Bauern der Marsch allenfalls den kleinen Zehnt entrichten wollen, während Gerhard II. nach wie vor den großen Zehnt fordert. Doch ist selbst die Differenz zwischen kleinem und großem Zehnt nicht ausschlaggebend, denn es geht den Stedingern nicht um die Höhe der Abgabe, sondern ums Prinzip: „zurückweichen durften sie nicht, wenn sie nicht ihres Volkes Freiheit verraten wollten, und Herr Gerhard sah auch nicht aus, als ob er eine Sache nur halb tun würde“ (S. 55 f.). Zudem fürchten die Bauern, daß die Zehnt- und Zinsforderungen der erste Schritt zu weiteren Abgabenerhöhungen sein könnten, entstanden aus Machtgier und Finanznot der Kirche. „Und was war denn das Erzstift ohne die Marsch? Ein bischöflicher Mantel ohne Goldschmuck, oder eine Krone, aus der man den schönsten Edelstein gebrochen hatte!“ (S. 63), fragt der Erzähler nicht ohne Grund.

Weil die Freiheit den Stedingern tatsächlich über alles geht, halten sie nicht um jeden Preis an ihrem Leben fest. Vielmehr bekennen sich auch Schreckenbachs Bauern zum Wahlspruch ‚Lieber tot als Sklav!‘ (S. 212 und S. 216). Grauensvolle Wirklichkeit wird diese Devise nach der Niederlage der Bauern. So tötet Meike ihren kleinen Sohn und sich selbst, um ein Versprechen einzulösen, das sie Bolko vor der Schlacht bei Altenesch gegeben hatte (S. 241 bzw. 251). Im unerbittlichen Kampf für ihre Freiheit sieht Schreckenbach das Heldentum dieser Bauern. Deshalb endet sein Roman mit den Sätzen: „So fanden die Stedinger ihr Ende, weil sie sich nicht unter den Erzbischof beugen wollten und die Freiheit lieber hatten als das Leben. Und die Kirche in Bremen feierte das Andenken dieses Sieges noch jahrhundertlang. Hier schließt das Buch vom Heldenkampf und Untergang der Stedinger. Der Ruhm aber, den sie erworben haben, dauert *ewig*.“ (S. 252 f.). Dieser Schluß erinnert nicht zufällig an germanische Heldenepen. Er ist bewußt nach ihrem Vorbild geschrieben und greift ausdrücklich das aus der ‚Edda‘ stammende Motto des Romans auf: „Besitz stirbt, Sippen sterben, / du selbst stirbst wie sie; / eins weiß ich, das ewig lebt: / des Toten Tatenruhm“ (S. 6).

Sind Schreckenbachs ‚Stedinger‘ also ein charakteristisches Produkt völkischen oder gar nationalsozialistischen Stedingerkultes? Motto und Schluß seines Romans sprechen zunächst für diese Einordnung. Wird doch einer Verherrlichung der heroischen Tat und des heldenhaften Todes das Wort geredet, wie sie für alle Schattierungen der deutsch-nationalen, völkisch-nationalistischen und nationalsozialistischen Ideologien typisch ist. Die Glorifizierung des Heroischen findet man schon im Untertitel der ‚Stedinger‘ angekündigt und sie hinterläßt im Roman deutliche Spuren (z. B. S. 195 f.), darf also nicht als bei-läufiges Moment der Darstellung gelten. Hinzu kommt, daß andere Elemente der völkischen Weltanschauung einen bestimmenden Einfluß auf Schreckenbachs Interpretation haben. Dies trifft beispielsweise auf die Betonung der Sippe zu, etwa auf die Verklärung des „uralten bäuerlichen Sippengefühls, das die

Kirche nie ganz hatte unterdrücken können“, nämlich die „im Ring der Sippe geschlossenen Ehe“ und die „durch einen Weiheakt der Sippe“ ersetzte Taufe (S. 174 f.). Das vermeintlich germanische Sippendenken mündet auch bei diesem Roman in völkisches Rasse- und Volksbewußtsein und zugleich in anti-kirchliche Ausfälle: „Deutsches Blut erhob sich gegen fremde Lehre! Die Kirche mochte sich hüten!“ (S. 175). Von einer ‚Blut und Boden‘-Ideologie sind diese Stedinger nicht frei, denn es fallen Sätze wie „Mein Blut ist stärker als meine Gelübde! Ich stehe zu meinem Volke!“ (S. 192). Nimmt man dazu noch die offensichtliche Genugtuung bei der Schilderung bäuerlicher Gewalttaten und Brutalitäten, die in manchen Szenen vorherrscht (vgl. S. 178, 189-191, 217), ist das unheilvolle Spektrum völkisch-rassistischer Weltanschauung nahezu vollständig, zu dem ja noch die Germanenromantik des ‚freien deutschen Bauern‘ und deren heroische Maxime ‚Lieber tot als Sklav!‘ gehört.

Dennoch wäre die Behauptung falsch, die zitierten Textstellen würden ein zutreffendes Bild des ganzen Romans geben und ihn adäquat charakterisieren. Tatsächlich wurden die wenigen aus heutiger Sicht zu beanstandenden Passagen nahezu vollständig angeführt. Für Inhalt und Stil von Schreckenbachs Darstellung sind sie nicht typisch. Vielmehr handelt es sich um jene Sätze, in denen der Verfasser direkt zur Sprache bringt, was sonst im Roman allenfalls verdeckt zum Vorschein kommt: der Wunsch, in den Stedingern Helden des ‚ursprünglichen‘ deutschen Bauerntums zu sehen. Aus der problematischen Verklärung des bäuerlichen Widerstandes spricht ein völkisches ‚Blut und Boden‘-Denken, wie es in dieser vagen Form nicht erst seit 1933 weit verbreitet war. Schreckenbachs ‚Stedinger‘ mit dem Etikett ‚völkisch-rassistisch‘ oder gar ‚nationalsozialistisch‘ zu versehen, erscheint mir keinesfalls richtig. Wie ein Vergleich mit den besprochenen Werken Eickes, Wolffs, Buschers, Hinrichs, Holschers und Münters zeigt, sind die Unterschiede innerhalb der völkischen Stedingerdeutung beträchtlich. Auch wenn sie dem heutigen Leser nicht sofort auffallen, wäre es falsch, sie nachträglich zu bestreiten.

Andererseits ist nicht zu leugnen, daß Schreckenbachs Roman sogleich von seiten der Partei und Regierung zustimmend aufgenommen wurde. Das bestätigen sowohl die uneingeschränkt positiven Besprechungen des Buches in den Publikationen der NSDAP und verschiedener Ministerien als auch der Nachdruck von 1937 in der parteioffiziösen ‚Deutschen Kulturbuchreihe‘. Schließlich finden sich Schreckenbachs ‚Stedinger‘ in einer vom Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung am 22. August 1939 erlassenen Aufstellung von 62 neuen Titeln zur Grundliste für Schülerbüchereien der Volksschulen: hier ist ‚Das Heldenlied eines Bauernvolkes‘ in der Abteilung III „Deutsche Größe im Führen und Opfern“ genannt; die Lektüre war für Schüler ab dem 12. Jahr empfohlen¹⁰³). Spätestens jetzt stellt sich eine Frage,

¹⁰³) Peter Aley, *Jugendliteratur im Dritten Reich, Dokumente und Kommentare* (Schriften zur Buchmarktforschung, Bd. 12), Hamburg 1967, S. 49–53, hier S. 50.

die bereits im Hinblick auf Hinrichs' ‚De Stedinge‘ erörtert wurde: wenn Schreckenbachs Roman den Zielen des nationalsozialistischen Regimes dienstbar gemacht werden konnte, sind dann nur Partei und Staat für die ideologische Vereinnahmung verantwortlich, nicht auch Inhalt und Interpretation des ‚Heldenliedes eines Bauernvolkes‘? Oder muß man die Förderung von Hinrichs' ‚De Stedinge‘ und Schreckenbachs ‚Die Stedinger‘ anders erklären, etwa als Zugeständnis an das breite Publikum, dem man auf Dauer und mit Erfolg keine fanatisch-ideologisierten Darstellungen des Stedingeraufstandes zumuten konnte.

42. M. Stöltings Gedicht (1936)

Das kurze, sechsstrophige Gedicht „Stedinger Bauern“ von Martha Stölting gibt keinen geschichtlichen Abriss von den Kämpfen mit Bremer Erzbischöfen und Oldenburger Grafen: was sie in Reim und Versmaß zwingt, ist vielmehr ein Fazit der historischen Ereignisse. Ihre Deutung fällt sehr entschieden aus. Das erstaunt nicht, wenn man Zeitpunkt und Ort der Veröffentlichung des Gedichtes bedenkt. Denn Erstdruck wie Nachdruck müssen dem Umkreis des parteiamtlichen Stedingerkultes im Weser-Ems-Gau zugerechnet werden¹⁰⁴).

Die vollständige Identifizierung der zeitgenössischen Bauern mit den Stedingern des frühen 13. Jahrhunderts wird bereits in den beiden ersten Strophen vorausgesetzt:

„Wir wohnen auf heiligem Boden,
ein strenghartes Geschlecht.
Hüter sind wir und Streiter
für Bauernehre und Recht.
Wir sind der Scholle verschworen
bis über den Tod und das Grab,
ihr, die vor tausend Jahren
unsern Ahnen Heimrecht gab.“

Mit der Versicherung, daß „Treue und Heldentum“ noch immer in Stedingen lebendig sind und die heutigen Bauern der Marsch gleichfalls „bauen, dämmen und deichen / fürs heilige deutsche Reich“, schließt auch das Gedicht:

„Wir ziehn vom Gestern zum Morgen
die Furchen durch unsere Zeit
als Pflüger und Feldbereiter
der deutschen Ewigkeit.“

¹⁰⁴) Martha Stölting, Stedinger Bauern, hier zitiert nach: Der Erzieher zwischen Weser und Ems, 62. Jahrgang, Nr. 10/11, Oldenburg (31. Mai) 1937, S. 193, da mir der Erstdruck (Land zwischen Weser und Ems. Eine Auswahl aus der Heimatdichtung, Hamburg: O. Meißner 1936, S. 36) erst nachträglich bekannt wurde. – Weitere Details zur Biographie und zum literarischen Werk der Autorin habe ich nicht ausfindig machen können.

Was Martha Stölting zeitlos-mystisch formuliert hat, ist selbstverständlich gegenwartsbezogen und politisch gemeint. Das läßt sich schon an Übereinstimmungen mit den Jubiläumsansprachen von 1934 und den Reden auf der ‚Niederdeutschen Kultstätte ‚Stedingsehre‘ Bookholzberg‘ von 1934/35 nachweisen. Sie reichen bis zum wörtlichen Zitat, wenn z. B. einzelne Strophen den berühmt gewordenen Ausspruch Rosenbergs aufgreifen. Dabei stellt Stölting ihr Gedicht so sehr in den Dienst des nationalsozialistischen Stedingerkultes, daß sie selbst vor krassen Anachronismen nicht zurückschreckt: ‚Heimatreue‘ und ‚Heldentum‘ der Bauern mögen viel bewirkt haben – das „heilige deutsche Reich“ haben sie keinesfalls geschaffen. Doch wird man von der politischen Lyrik kaum ein Minimum an Logik erwarten, wenn sie sich völlig in den Dienst der Propaganda stellt. Gewisse Worte haben lediglich Signalfunktion. Was sie über die Bekräftigung der gemeinsamen Weltanschauung hinaus bedeuten können, bleibt in der Regel gleichgültig. So darf man auch die „Pflüger und Feldbereiter der deutschen Ewigkeit“ nicht ganz wörtlich auf die zeitgenössischen Stedinger beziehen. Vielmehr wollen hier Mitglieder der Partei ihrem eigenen Wirken eine Dauerhaftigkeit und Bedeutung beimessen, das neun Jahre später ungemein realistische Parallelen zum 27. Mai 1234 zur Folge hatte.

43. W. Lauws zweite Erzählung (1937)

Der Delmenhorster Lehrer Werner Lauw veröffentlichte drei Jahre nach seiner Erzählung ‚Der Kampf der Stedinger‘ eine weitere Darstellung des historischen Stoffes. Sie erschien wiederum in der ‚Heimatlese‘, der vom NS-Lehrerbund des Weser-Ems-Gaues für Schüler herausgegebenen Monatsschrift. Diese zweite Darstellung trägt den Titel „Der Untergang der Stedinger. Das Spiel auf dem Bookholzberg“ und ist im wesentlichen, wie bereits im Titel ausgesprochen, eine Nacherzählung von August Hinrichs’ ‚De Stedinge‘¹⁰⁵). Weil Lauw dem jugendlichen Zuschauer eine Anleitung zum leichteren Verständnis des Schauspiels geben will, hat er seine lebendig geschriebene Nacherzählung auf Hochdeutsch verfaßt und mit vierzehn Szenenfotos aus den Aufführungen von 1934 und 1935 illustriert. Über den Text von Hinrichs’ Schauspiel geht er manchmal hinaus, wenn er etwa die Hinrichtung des Junkers Reckelo durch die Stedinger fast entschuldigend kommentiert: „Bissige Hunde werden angebunden oder totgeschlagen; das ist in der ganzen weiten Welt so“ (S. 182). Den „Heldenkampf der Stedinger“ (S. 176) deutet er übrigens vorwiegend vom Standpunkt eines fanatischen Patriotismus, ohne wie Hinrichs schrill antikirchliche Töne anzuschlagen. So spürt er beim Blick von den Zuschauertribünen des Bookholzbergs auf die Marsch: „Wahrhaftig, hier auf dem Geesthang muß es jeder erfüllen: Es kann nicht anders sein, der Stedinger muß

¹⁰⁵) Werner Lauw, Der Untergang der Stedinger. Das Spiel auf dem Bookholzberg, in: Heimatlese, 5. Jahrgang, Heft 8 (Mai 1937), S. 174–197; fast vollständig nachgedruckt in: ‚De Stedinge‘. Volksschauspiel von August Hinrichs (s. Anm. 78), S. 12–31. Zur Erzählung von 1934 vgl. die Angaben in Anm. 92.

dieses Land, das ihm seine Heimat ist, lieben mit der ganzen Kraft seines Herzens, muß dafür alles hingeben können, auch das Letzte und Größte: das Leben.“ (S. 174). Wenn zu dieser Heimatliebe noch das Freiheitsbewußtsein kommt, liegt der vermeintliche Wahlspruch ‚Lieber tot als Sklav!‘ auch nahe. Doch ist das aus Hinrichs’ Stück vertraut, muß also nicht aus Lauws Nacherzählung wiederholt werden.

44. W. Stöltings Romanfragment (1937)

Unter den zahlreichen Artikeln, die in Oldenburger Tageszeitungen über die Stedinger erschienen sind, befindet sich auch der Auszug aus einem Stedinger-Roman des damals in Rastede lebenden Schriftstellers Dr. phil. Wilhelm Stölting (1903-1979). Er wurde am 29. Mai 1937, also einen Tag vor der neuen Aufführungssaison von Hinrichs’ ‚De Stedinge‘ auf der ‚Niederdeutschen Gedenkstätte ‚Stedingehre‘ Bookholzberg‘, in den ‚Nachrichten für Stadt und Land‘ unter der Überschrift „Am 27. Mai 1234“ abgedruckt¹⁰⁶). Der geplante Roman „Heino Coring“ ist später zwar abgeschlossen worden, doch gingen die Manuskripte im Zweiten Weltkrieg sowohl beim Verfasser wie beim Verlag durch Bombenangriff verloren¹⁰⁷).

Was Stölting zum Vorabdruck freigegeben hatte, beschränkt sich auf einige Episoden der Schlacht bei Altenesch. Inhalt und Sprache der im Präsens (!) erzählten Ereignisse gerieten dem Verfasser ungewöhnlich konventionell. Wie das Heer der Kreuzfahrer am frühen Morgen des 27. Mai 1234 von Bremen an die Ochtum zieht, schildert er voller Klischees. Wenn Einzelheiten der Darstellung im Gedächtnis bleiben, ist es die gekünstelte Charakterisierung des Grafen von Kleve („lustiger Patron“) und des ‚düsteren‘ Herzogs von Brabant. Ähnlich hölzern fällt die Erzählung aus, sobald sie sich der Situation in Stedingen zuwendet: kaum direkte Reden und wenige Dialoge, nur Beschreibung und indirekte Rede, selbst in der Schilderung der Schlacht bei Altenesch. Etwas lebendiger baut Stölting die Schlußszene des Vorabdrucks auf: während Gerhard II. im erzbischöflichen Palast ungeduldig auf die Nachricht vom Sieg der Kreuzfahrer wartet, trifft der Legat des Papstes ein, um eine friedliche Beilegung des Konfliktes zwischen Erzbischof und Stedingern zu erreichen. Nachdem die Niederlage der Bauern gemeldet wurde, entschließt sich der Erzbischof, den Gesandten des Papstes zu begrüßen. „Als Erzbischof Gerhard im vollen Ornat in das Zimmer des Gastes tritt, beginnen die Glocken ihr erzenes Jubellied. Legat Wilhelm betrachtet eindringlich den auf ihn zutretenden Erzbischof. Er empfindet: ‚Ein Fürst – kein Knecht Gottes!‘ Und laut und hart klingt seine Stimme, als er sagt: ‚Ihr treibt ein gefährliches Spiel, Bruder Gerhard!‘ Dessen Augen blitzen auf: ‚Ich gewann es!‘ Der

¹⁰⁶) Wilhelm Stölting, Am 27. Mai 1234. Aus einem Stedinger-Roman, in: Nachrichten für Stadt und Land [Oldenburg], Nr. 140 (29. Mai 1937), 2. Beilage [= Aus der Oldenburger Heimat, Nr. 18]. Zu Autor und Werk vgl. zuletzt: Kürschners Deutscher Literatur-Kalender 1981, Berlin 1981, S. 1238.

¹⁰⁷) Diese Informationen verdanke ich einer Auskunft seiner Witwe Charlotte Stölting, Bremerhaven (Brief vom 21. Juli 1981).



Legat entledigt sich seines Auftrages: ‚Seine Heiligkeit beauftragten mich, nach der Gerechtigkeit zu suchen.‘ Der Erzbischof richtet sich hoch auf: ‚Der Allmächtige hat durch meine Waffen entschieden. Die Stedinger sind geschlagen für alle Ewigkeit!‘ Zweifelnd wiegt Legat Wilhelm sein Haupt: ‚Für alle Ewigkeit?’“

Bemerkenswert an der Schlußszene ist nicht so sehr der blasse Erzählstil oder das steife Zwiegespräch, sondern die Tatsache, daß Stölting sich auch hier jeder Stellungnahme enthält. Erst im letzten Satz geht er etwas aus sich heraus, doch formuliert er seinen Einwand gegen die Endgültigkeit der den Stedingern zugefügten Niederlage immer noch vorsichtig. Daß dieser Auszug aus seinem Roman nicht entschiedener für die Bauern und gegen die Kirche Partei ergreift, keines der damals so freigiebig verwendeten Schlagwörter benutzt, erstaunt mich, weil Stölting als Gauvolkstumwart der NS-Kulturgemeinde und Autor der ‚Nationalsozialistischen Volkstumsarbeit in Weser-Ems‘ (1937) dem Kreis der eifrigsten Förderer des parteiamtlichen Stedingerkultes angehörte. Die Alfred Rosenberg nahestehende NS-Kulturgemeinde hielt sich ja für die weltanschauliche Hüterin von ‚Stedingsehre‘ Bookholzberg und den dort veranstalteten Aufführungen des Schauspiels ‚De Stedinge‘.

45. *Pseudonymes Gedicht (1937)*

Die Sonderstellung von Stöltings Romanauszug fällt bei einem Vergleich mit dem Gedicht „Stedings Ehr“ auf, das in derselben Ausgabe der Oldenburger ‚Nachrichten für Stadt und Land‘ erschienen ist. Denn die acht Strophen des mit dem Pseudonym ‚Drossel‘ zeichnenden Verfassers, offensichtlich eines leitenden Redakteurs oder ständigen Mitarbeiters dieser Tageszeitung, bieten einmal mehr die stereotypen ‚Blut und Boden‘-Schlagwörter, noch dazu in konventioneller Form¹⁰⁸). Die deklamierenden Verse setzen ein mit „Der Boden trank der Ahnen Blut; / Sie rangen um ihr Recht. / Sie opferten ihr Hab und Gut; / Nicht einer starb als Knecht“, um dann aufdringlich diese Bilder zu variieren. Da ist von der „Faust“ die Rede, die „eisenfest das Schwert“ hielt, vom „Land“, das vom bäuerlichen „Blut gedüngt“ wurde, von der „weit aus Vergangenheit“ hingereichten „Hand“ der „Ahnen“ und vom „Handschlag“, der „uns und ihn“ zusammenbindet, einem „Band, das sich nicht trennen läßt, / Ein Eid von Mannensinn“. Die letzten Strophen können diesen gängigen Formeln nur die Beteuerung hinzufügen, daß sich die Nachfahren dem Tod der Stedinger verpflichtet fühlen:

„Um Heimat ging’s, um Blut, um Ehr’!
Die Erde wurde rot,
Trank Blut der Ahnen mehr und mehr,
Trank Schmerz und Not und Tod.

¹⁰⁸) [Pseudonym „Drossel“], Stedings Ehr, in: Nachrichten für Stadt und Land [Oldenburg], Nr. 140 (29. Mai 1937), 3. Beilage. Die Identifizierung des Verfassers ist mir nicht gelungen, so daß Angaben zur Biographie und zum Werk dieses Journalisten oder Schriftstellers fehlen.

Und Blut und Boden wurden eins.
 Sie sind es auch noch jetzt
 Sie sind die Wurzel unsres Seins.
 Als Schicksal uns gesetzt.
 Weil ihr einst euer warmes Blut
 Gabt für den Boden her,
 Als Denkmal im Gedächtnis ruht
Der Kampf um Stedings Ehr'!“

Wüßte man nicht, daß dieses Gedicht 1937 veröffentlicht wurde, könnte es seinem Inhalt, seiner Form und seiner Tendenz nach zu jedem anderen Zeitpunkt seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden sein. Von ihm gilt, was bereits über M. Richters Ballade von 1934 festgestellt wurde: in ihrer biederen Unsäglichkeit müßten diese Verse als Parodie zeitgenössischer Stedingerdeutung angesehen werden, wären sie nicht so furchtbar ernst gemeint. Im Jahr 1937 liefert das Gedicht „Stedings Ehr'“ jedoch einen weiteren Beleg für die allgemeine Zustimmung zum nationalsozialistisch inspirierten Stedingerkult.

46. U. Schneider-Zabels Schauspiel (1938)

Wer wissen möchte, zu welcher ideologischen Verstiegenheit die zwischen 1933 und 1939 erschienenen literarischen Darstellungen des Stedingeraufstandes fähig waren, darf sich nicht mit der Lektüre von Buschers ‚Kruezig Volk‘, Holschers ‚Todeskampf der Stedinger‘, Nowaks ‚Stedingern‘, Engelkes ‚Ein Stedingereschlecht erlosch‘ und Münters ‚Stedingern‘ begnügen. Er muß auch das 1938 veröffentlichte Schauspiel „Wer ein Zuhause hat, ist fromm“ der damals dreißigjährigen, an der mecklenburgischen Ostseeküste lebenden Ursula Schneider-Zabel zur Kenntnis nehmen¹⁰⁹).

Ist es schon unmöglich, zwischen dem seltsamen Titel ihres Dramas und dem historischen Stoff eine Verbindung herzustellen, so zeigt sich bald, daß die Handlung des Schauspiels nichts mit den geschichtlichen Ereignissen zu tun hat. Schneider-Zabels Stück spielt zwar „um 1235“, also nach der Niederlage der Stedinger. Ort des Bühnengeschehens ist aber nicht Stedingen, sondern das benachbarte Butjadingen. Auch die Hauptfiguren sind keine Stedinger, sondern einerseits die Familie des „Grafen Dedo von Schlütter“, Vogt des Bremer Erzbischofs, andererseits die Familie des „Bauern und Fischers Dirk“, der auf „Langwarden“ lebt.

Die Handlung des Schauspiels ist vollständig erfunden. Gert, Sohn des Grafen Dedo von Schlütter, konspiriert mit überlebenden Stedingern, um die Vernichtung der Marschbauern durch Übergriffe gegenüber Kirche und Adel

¹⁰⁹Ursula Schneider-Zabel, *Wer ein Zuhause hat, ist fromm*, Berlin-Steglitz: Junge Generation Verlag [1938] (benutztes Exemplar: Leipzig, Deutsche Bucherei, Signatur: 1938 A 6187). – Zur Biographie und zu anderen literarischen Werken der Verfasserin vgl.: Kürschners *Deutscher Literatur-Kalender* 1934, Berlin 1934, Sp. 943; dass. 1937/38, Berlin 1937, Sp. 895; dass. 1939, Berlin 1939, Sp. 796; dass. 1943, Berlin 1943, Sp. 994. Zusätzliche biographische Informationen zu erlangen, war mit trotz Unterstützung des Amts der Stadt Rostock (Brief vom 25. Okt. 1979) nicht möglich.

zu rächen. Sein Treiben, u. a. die Zerstörung von Sielen und Deichen des besetzten Stedingen, wird von einem Inquisitor entdeckt und Graf Dedo gemeldet, der daraufhin seinen Sohn festnehmen will. Gert flieht jedoch zu seinem Freund Detmar, dem Sohn des Bauern Dirk. Trotz starker Bedenken wegen der Auflehnung gegen den Vater wird er als Flüchtling und Gast aufgenommen. Als Gert aber von dieser Zufluchtsstätte aus neue Raubzüge unternimmt und seinen Kampf gegen die Kirche fortsetzt, fordert der Inquisitor (in Wirklichkeit Detmars leiblicher Bruder!) die Auslieferung des geflüchteten ‚Ketzers‘ und droht Detmar mit der Zerstörung des Hofes. Nun wird Gert dem Inquisitor übergeben, der ihn gefangennehmen und foltern läßt, um ein Geständnis vermeintlicher Ketzereien und den Verrat am befreundeten Detmar zu erzwingen. Gefängnis und Folter rufen bei Gert einen grundlegenden Wandel hervor, denn jetzt erkennt er seine Isolierung und das Verbrecherische seines egoistischen Machtstrebens. Zu einem Geständnis oder zum Verrat ist er jedoch nicht bereit. Durch Detmars Besuche wird er über seine früheren Fehler aufgeklärt und zu den Lebensmaximen des Butjadinger Bauern bekehrt. Nach der Befreiung aus der Haft geht Gert an Detmars Hof zurück, heiratet dessen Nichte Etta und entschließt sich, künftig als Bauer zu leben und zu arbeiten. Der Inquisitor und seine Helfer aber werden von den Truppen Detmars, des Richters und Anführers der Butjadinger, im Kampf besiegt. Das Stück endet damit, daß Detmar Anke zur Frau nimmt, die bislang Magd auf dem Hof seiner Mutter war.

Was hat nun das private Schicksal des Gert von Schlütter mit der Geschichte der Stedinger zu tun? Vordergründig gibt es augenscheinlich keine Verbindungspunkte. Doch weist der immer noch unverständliche Titel des Schauspiels auf Zusammenhänge ganz anderer Art, jedenfalls nach dem Willen der Autorin. Der Satz „Wer ein Zuhause hat, ist fromm“ liefert nämlich den Schlüssel zum Verständnis des befremdenden Bühnengeschehens. Allerdings taucht er erst im vorletzten Aufzug des fünftaktigen Dramas auf, in der Aussprache des gefangenen Gert mit seinem Freund Detmar. Hier antwortet der Butjadinger Bauer auf drängende Fragen Gerts, den die Angst vor der Hinrichtung verzweifeln läßt: „Zu uns gehörst du, von uns angezogen. / Wenn sich dein Haupt im Flammentode beugt, / bist längst du unserm heil’gen Kreis vereint. / Wer ein Zuhause hat, ist fromm. / Das ist der Glauben, der uns stark sein läßt. / Und dies Zuhause hält auch dich umschlossen“ (S. 84). Das ‚Zuhause‘ ist also die Sippe, weshalb ‚fromm‘ bedeutet: „für seine Sippe leben“ (S. 95), im Kreis der Sippe bleiben, für sein Volk leben und sterben. Dieses Sippen- und Heimatbewußtsein richtet sich ausdrücklich gegen die christliche Kirche, der Verrat an diesem ‚Blut und Boden‘-Denken vorgeworfen wird: „Sie sollen sehen, daß die Macht, die uns / dem Menschen unsres Bluts verbindet, stärker / als ihre schwertumschirmte Lehre ist, / für die sie Treue brechen“ (S. 94). Andererseits sind Heimat und Sippe für die Bauern geradezu Glaubensersatz und neuer Gottesglauben. Für die Sippe gilt: „Dort

stehn die blutsverwandten Menschen treu / zusammen, der geschlossene Kreis ist heilig. / In unsrer Sippe fängt der Glauben an“ (S. 96). Wer sich aber außerhalb des Kreises seiner Sippe stellt, ist nicht nur ohne Familie und Heimat, sondern auch ohne Glauben. Beispielhaft für diesen Verrat an der Sippe ist der Inquisitor, der stellvertretend für die christliche Kirche steht. Er verkündet: „Die Heimatlosen sind uns stets verfallen!“, „Freundestreue und Verwandtenliebe“ sind „nicht höh're Güter [...] als der Gehorsam gegen unsern Herrn“, „alle Brüderschaft, / die außerhalb des Mutterarms der Kirche, / ist Fleischeslust“ (S. 23 bzw. S. 74 f.). Dem hält Detmar entgegen: „Wir woll'n unser Volk / vor deinem Weg bewahren“, „Und du achtest / Bekenntnis höher als dein Blut und Erbe“. Für den Butjadinger Bauer ist nämlich die Kirche eine „Macht, / die Scheiterhaufen baut, und frommen Menschen / die Heimat nimmt“ (S. 102 f.). Einen härteren Vorwurf kann es in Detmars Augen nicht geben!

Schneider-Zabels Schauspiel verfolgt also eine doppelte Tendenz. Zum einen vertritt es die sattsam bekannte völkisch-rassistische Ablehnung von Christentum und Kirche, zum anderen verkündet es das quasi-religiöse Sippe- und Heimatbewußtsein einer radikalen ‚Blut und Boden‘-Ideologie. Beides gehört untrennbar zusammen, wie Gerts Bekenntnis gegenüber dem Inquisitor beweist:

„Wir glauben an des Volkes ew'ges Blut!
 Unsterblichkeit in seinen toten Kriegen,
 die aufstehn als die Kündler unsres Willens!
 Die sind uns Helden, nicht die Könige
 des fremden Judenvolks noch die Propheten,
 die ihr als Helden ehrt und Kinder[n] lehrt!
 (Der Inquisitor hebt das Kreuz wider ihn)
 Nein, nimm ihn weg! Der so gedemütigt,
 der ist kein Gott! Von ihm will ich nichts wissen!
 Der uns're leiht uns Kraft, Gesundheit, Jugend,
 Nicht Krüppeltum am Kreuz wie dies. Wir sind
 gesund genug, um an die Heiligkeit
 des Bluts zu glauben, das ein reines ist!
 Wir *leben* unsern Glauben, derweil Ihr
 für Euren Menschen mordet –“ (S. 20).

Die „Eine Sache“, für die Schneider-Zabel in der Figur des Detmar streitet, das ist die in der Abstammung liegende Verbundenheit der Familie, des Geschlechts und der Sippe mit den Vorfahren. Der Glaube an die Geltung dieses Heimat- und Sippenbewußtseins, an das ‚Artgemäße‘, ist das „Heiligste“ (S. 95). Der ‚Entwurzelung‘, dem ‚Tod‘, der ‚Vereinzelnung‘ und der ‚Kirche‘ stellt sie ‚Heimat‘, ‚Leben‘, ‚Sippe‘ (bzw. ‚Volk‘) und ‚Glauben‘ entgegen. Wie Detmar verkündet sie: „Alle Wege / von Hause laufen leicht ins gleiche Nichts!“ (S. 26). Das zielt letztlich auf eine schicksalshafte Volksgemeinschaft, der bis in den Tod die Treue bewahrt werden müsse, weil Rasse und

Heimat, ‚Blut und Boden‘ die Richtschnur menschlicher Existenz sein sollen. Dieser völkische und antichristliche Rassismus wird von Schneider-Zabel so absolut gesetzt und in die Sphäre des Sakralen erhoben, daß er den Charakter einer neuen Religion gewinnt. Bezeichnenderweise durchzieht dieses Bekenntnis zum (art)eigenen Glauben wie ein Leitmotiv das Drama (vgl. S. 20, 30, 51 f., 83, 85, 102). Noch der Schlußsatz der letzten Szene, Detmars zukünftiger Frau Anke in den Mund gelegt, meint nichts anderes: „Weil du die Deinen liebst, ist Gott dir nah“ (S. 104).

Mit den historischen Ereignissen des frühen 13. Jahrhunderts hat Schneider-Zabels Schauspiel also nichts zu tun. Auf der Hand liegen allerdings die Gemeinsamkeiten zwischen der militant rassistisch-antichristlichen Tendenz ihres Stückes und den Zielen des nationalsozialistisch inspirierten Stedingerkultes: sie sind sowohl in der radikalen ‚Blut und Boden‘-Ideologie wie in der Agitation gegen Christentum und Kirche zu sehen. Was Rosenberg, Darré und Röver eher auf indirekte Weise publikumswirksam machen wollten, propagierte Schneider-Zabels Drama unverhüllt und penetrant: die Ersatzreligion einer ‚arteigenen Gottesverbundenheit der nordischen Rasse‘. So muß ihr Stück „Wer ein Zuhause hat, ist fromm“ zweifellos dem völkisch-rassistischen und antichristlichen Fanatismus zugerechnet werden, wie ihn die Ludendorff-Bewegung und die nationalsozialistische Orthodoxie vertraten.

47. *A. Hinrichs zweites Schauspiel (1939)*

Schneider-Zabels Schauspiel bestätigt übrigens eine Beobachtung, die sich bereits bei einigen anderen literarischen Darstellungen der Zeit nach 1934 machen ließ: der historische Stoff liefert nur den vordergründigen Anlaß für ein Werk, dem es nicht mehr um die Interpretation des Stedingeraufstandes geht, sondern um irgendeine Weltanschauung, der die Geschichte als Illustration und Beglaubigung dienen muß. Was sich im frühen 13. Jahrhundert in Stedingen ereignete, spielt letztlich keine Rolle mehr. Daher ist es nur folgerichtig, wenn Autoren wie Bruno Nowak und Ursula Schneider-Zabel auf eigene Erfindungen zurückgreifen, die mit dem geschichtlichen Thema allenfalls den Namen, die Zeit und den Schauplatz gemeinsam haben. Doch stellen ihre Schauspiele von 1934 und 1938 keineswegs den Höhepunkt der Vermarktung dar. Der Name ‚Stedinger‘ war in den letzten Jahren vor dem zweiten Weltkrieg offensichtlich so sehr zu einem Synonym für Selbstaufopferung und Heldentum geworden, daß er im Titel von Büchern erscheint, deren Inhalt nicht den geringsten Zusammenhang mit dem Schicksal der Marschbauern von 1234 aufweist. Diese Feststellung gilt einmal für den 1939 erschienene Roman „der letzte Steding“ Wilhelm Vernekohls (1901-1967), obgleich er noch einen entfernten Bezug zum historischen Stoff hat¹¹⁰⁾. Erst recht

¹¹⁰⁾ Wilhelm Vernekohl, *Der letzte Steding*. Erzählung, Leipzig: Otto Janke 1939 (benutztes Exemplar: Berlin, Staatsbibliothek Preussischer Kulturbesitz, Signatur Yx 58933/40) handelt nach der Ankündigung des Schutzumschlags „von einem Nachfahren dieser stolzen und mächtigen Sippe, in dem das germanische Freiheitsstreben noch einmal hell auflodert“, spielt jedoch im Niederstift Münster des 18. Jahrhunderts, nicht in Stedingen während des 13. Jahrhunderts.

trifft sie auf das 1938 veröffentlichte Buch „Mutter Steding und ihre Jungen. Roman einer Mutter“ von Ernst J. F. Weber zu, dessen Handlung in der nicht näher bezeichneten Gegenwart einer Stadt spielt¹¹¹).

Wenig mit den geschichtlichen Ereignissen zu tun hat auch August Hinrichs' 1939 erschienenenes zweites Stedinger-Drama. Denn sein „Steding Renke. Spiel vom Opfergang eines Volkes“ stellt die Tage und Wochen nach dem Sieg der Kreuzfahrer dar, aus der fast keine konkreten Nachrichten überliefert sind¹¹²). Das Stück möchte ein realistisches Bild vom Alltagsleben geben, wie es sich während und nach der Schlacht bei Altenesch in Stedingen abgespielt haben dürfte. Sein in hochdeutscher Sprache verfaßtes Drama handelt nämlich von den Ereignissen des 27. Mai 1234 (1. Akt), des Tages danach (2. Akt) und der Zeit drei Monate später (3. Akt). So wird vorgeführt, wie die auf ihren Höfen zurückgebliebenen alten Leute und Frauen zunächst voll Angst und Hoffnung auf den Ausgang der Schlacht warten, dann raubende und mordende Kreuzfahrer näher kommen sehen, durch wenige Überlebende von der vernichtenden Niederlage der Stedinger erfahren, schließlich Brandschatzung und Mord ausgeliefert sind. Kaum haben die Besatzungstruppen Plünderung und Beschlagnahme beendet, beginnt für die gepeinigten Bauern der Alltag ungemein hoher Abgaben und unerbittlicher Herrschaft. Die neuen Herren Stedingens pressen den bewirtschafteten Höfen das Äußerste an Zehnt und Zins, Buße und Steuer ab. Gleichzeitig werden die Überlebenden gezwungen, Erzbischof und Graf als Grund-, Leib-, Gerichts- und Landesherrn anzuerkennen. Im ehemals freien und wohlhabenden Stedingen arbeiten jetzt rechtlose, verarmte Bauern für die Sieger.

Gegen diesen Zustand der Rechtlosigkeit und Ausbeutung wehrt sich jedoch der alte Bauer „Renke Steding“, die Hauptfigur in Hinrichs' zweitem Stedingerdrama. Der alte Mann konnte zwar wegen einer Verletzung nicht an der Schlacht bei Altenesch teilnehmen, will aber die Folgen der Niederlage nicht widerspruchslos hinnehmen. Vielmehr beharrt er trotzig und unbeugsam auf einem Rest Selbstbewußtsein und Selbstachtung, obwohl er, wenn auch widerwillig, die geforderten Abgaben leistet und dem aufgezwungenen Recht der neuen Herren gehorsam sein muß. Konsequenter weigert er sich nämlich, den äußersten Schritt der Anerkennung zu tun: vor den Siegern in die Knie zu fallen. Erst zeigt er auf sein verletztes Bein („kann nicht knien“), dann verweist er auf Recht und Ehrgefühl der Stedinger Bauern: „Ist hierzuland nicht Brauch, das Knien. Habs nicht gelernt und tu's nicht – vor kein' Mensch!“, „Ist mein erst und mein letzt Wort – knien tu ich nicht! Bin kein Knecht!“, „Nicht knien – nein – nicht knien“ (S. 46 f.). Die Verweigerung des Knie-

¹¹¹) Ernst J. F. Weber, Mutter Steding und ihre Jungen. Roman einer Mutter, Leipzig: Rothbarth 1938.

¹¹²) August Hinrichs, Steding Renke. Ein Spiel vom Opfergang eines Volkes, Berlin: Drei Masken Verlag 1939. Das in öffentlichen Bibliotheken der Bundesrepublik bislang nicht nachgewiesene Stück hat mir Klaus Dede (Oldenburg) in einer Kopie zugänglich gemacht, wofür ich ihm auch an dieser Stelle danke. – Zu Autor und Werk vgl. die in Anm. 64 zitierten Veröffentlichungen, bes.: August Hinrichs, 1879-1956, S. 58 Nr. 39 über ‚Steding Renke‘. Bezeichnend übrigens, daß z. B. der Artikel in: Deutsches Literatur-Lexikon (s. Anm. 9), Bd. 7, Bern und München 1979, Sp. 1219 f. das Stedingerschauspiel von 1939 nicht erwähnt.

falls durchzieht nun die Handlung des Schauspiels wie ein Leitmotiv. Renke wird nicht müde, diesen letzten Schritt der Unterwerfung abzulehnen: „Hab mein Lebtage vor jedem Feind grad gestanden, will jetzt nicht wie ein Hund kriechen und hinknien – müßt vor mir selbst ausspeien, wenn ich das tät!“ (S. 47 f.). Es gelingt ihm, auch die Überlebenden seiner Familie und seines Dorfes zum Schwur „Nicht in die Knie! Nicht in die Knie!“ zu vereinen. Renkes Reaktion darauf: „jetzt weiß ichs: kann nicht untergehn, unser Stedingen, wird immer wieder aufstehn, und wenn sie uns allesamt totschiagen wollten!“ (S. 50). Andererseits ist es nicht damit getan, den „demütigen Kniefall“ zu verweigern und zu versichern „Tu kein Kniefall, ist gegen mein Ehr!“ (S. 70). Tatsächlich sind die überlebenden Bauern trotz dieser erfolgreich abgelehnten Unterwerfungsgeste die Knechte der neuen Herren. Verbittert und doch ohnmächtig haben sie sich damit abzufinden, daß ihnen ihre Höfe nicht mehr selbst gehören, daß maßlos hohe Abgaben sie wirtschaftlich ruinieren, daß Willkür und Gewalt der Sieger nicht einmal vor Frauen halt machen. Dagegen helfen kein jähes Aufbegehren und keine befreiende Tat. Angesichts der vollständigen Niederlage bleibt den Überlebenden allein „kalt Blut“, die Einsicht in das „aushalten müssen“. Gerade Renke erkennt den Zwang zum ‚Ausharren‘, ‚Ertragen‘ und ‚Gehorchen‘ ausdrücklich an. Von seiner Familie und den Dorfbewohnern verlangt er, auf unüberlegte Aktionen gegen die fremden Herren zu verzichten. Dem Wunsch nach einem „ehrlichen Tod“ und damit dem selbstgewählten Ende von Unterdrückung, Ausbeutung und Entrechtung hält er entgegen: „Wär wohl leichter für uns – – auch für mich! Würd dann aber ein Morden geben – kennst ja die Reiter – – würd’ kein Kind in der Wiegen mehr überbleiben! Würd’ unser ganz Stedingervolk mit Stumpf und Stiel ausgetilgt werden vom Erdboden für jetzt und für alle Zeit“ (S. 72 f.).

Die Forderung ‚Lieber tot als Sklav’!‘ gilt also für Renke Steding nur in einer veränderten, abgeschwächten Form weiter. Den ‚knechtischen‘ Kniefall lehnen schließlich alle überlebenden Stedinger ab: „Wolln allesamt lieber unsern Kopf hinhalten, als daß wir ein’ Kniefall tun!“ (S. 77 f.). Umgekehrt sind sie bereit, alles andere hinzunehmen und zu erdulden, damit das besiegte Land nicht untergeht. Was bei einem Aufstand gegen die neuen Herren geschehen würde, erkennt Renke deutlich: „Wär dann aus und zu End – gäb kein Stedingen mehr. [...] Würd ein fremd Volk kommen, hier in unser Land wohnen, hier unser Land ackern – – unser Land, das Gott uns gegeben hat, wo unser Väter um jeden Fußbreit ihr bitter Schweiß und Blut haben lassen müssen! [...] Kanns nicht hergeben, wills festhalten und mich einkrallen mit Nägel und Zahn, solange ich ein Atem hab! Was auch kommt!“ (S. 73).

Dem selbstzerstörerischen Widerstand erteilt Renke eine Absage, aber auch der bereitwilligen Unterwerfung. Er verlangt ein kalkuliertes Aufbegehren, den passiven Widerstand. Die Besiegten sollen innerlich ungebrochen bleiben: die geforderten Abgaben liefern und das Recht der neuen Herren befolgen, doch nicht den Kniefall leisten. Stets sollen die Sieger erfahren, daß der Gehor-

sam der Stedinger erzwungen ist und daß er nicht unbegrenzt ist. Denn nur so hofft Renke, das Ehrgefühl der ehemals freien Bauern in die ferne Zukunft einer „besseren Zeit“ hinüberzuretten. Seine Vision für die Generation der Enkel: „Soll einmal frei atmen können hier – frei und in Ehr“ (S. 76). Zum unbeugsamen Aushalten fühlt Renke sich vor allem durch die Gefallenen der Schlacht bei Altenesch verpflichtet. Dem Vorschlag zur Flucht erteilt er die Absage: „Meinst, daß dein Vater und Brüder auch weggelaufen wärn? Haben ihr Leben gezahlt für dich und dein’ Hof – soll all ihr Blut denn umsonst sein?“ (S. 23). Und später erneut: „Habs aber auch nicht vergessen, warum sie sich haben totschlagen lassen“, „Liegen sechstausend draußen – waren wohl auch niemand was schuldig?“ (S. 34 bzw. S. 36). Daher Renkes Fazit: „Geht aber nicht um dich und um mich – geht um Stedingen jetzt!“ (S. 63).

Vergleicht man ‚De Stedinge‘ mit ‚Steding Renke‘, könnte vermutet werden, das Schauspiel von 1939 sei als Korrektur des Festspiels von 1934 gedacht, solle es vielleicht sogar ersetzen. Auf Unterschiede zwischen beiden Dramen weist Hinrichs bereits im Titel ausdrücklich hin: handelt das ältere Stück von den Marschbauern insgesamt, so steht im Mittelpunkt des neuen Stücks ein einzelner Stedinger. Und während in Altenesch und auf dem Bookholzberg das ‚Spiel vom Untergang eines Volkes‘ inszeniert wurde, fand 1939 im Oldenburger Landestheater die Uraufführung des ‚Spiels vom Opfergang eines Volkes‘ statt. Im Gegensatz zum ersten Stedingerdrama kommt das zweite ohne die aufputschende Devise ‚Lieber tot als Sklav!‘ aus. Vielmehr weist Renke Steding bereits den angedeuteten Wunsch „Lieber tot!“ und „Lieber ein ehrlichen Tod als so leben!“ schroff zurück: selbstmörderischen Widerstand gegen die neuen Herren hält er für „kein(e) Heldentat“, sondern bezeichnet ihn als ebenso „feige“ wie den Kniefall (S. 72). Will doch der unbeugsame Alte Not und Unrecht erdulden, wenn damit die völlige Vernichtung der Stedinger abzuwenden ist.

Doch zeigt eine genauere Lektüre der beiden Dramen, daß ‚Steding Renke‘ eher die konsequente Weiterentwicklung des Festspiels von 1934 ist als dessen Gegensatz. Kaum verhüllt feiern ja auch ‚De Stedinge‘ eine ‚Führerpersönlichkeit‘, nämlich Bolko von Bardenfleth. Selbst der Untergang der Stedinger findet im älteren Stück nicht so radikal statt, wie es der Untertitel behauptet: angeführt von Bolkos Sohn flüchten mehrere Bauern, um den Fortbestand ihres Volkes zu garantieren. Weitere Gemeinsamkeiten reichen bis in einzelne Szenen, ja bis in den Wortlaut entscheidender Sätze. Das trotziges ‚Nicht in die Knie!‘ des Renke Steding greift die Schlußszene von ‚De Stedinge‘ auf, wo der erzbischöfliche Vogt das „Stedingen läewt!“ halb verärgert, halb bewundernd kommentiert: „Dot – awer nich inne Knee – Hal de Düwel dat Handwark!“ Weil die totale Vernichtung der Stedinger Bauern den Leser oder Zuschauer nur niedergedrückt stimmen konnte, ließ Hinrichs bereits das Festspiel von 1934 in einem verhaltenen Triumphgefühl enden. Später sah er

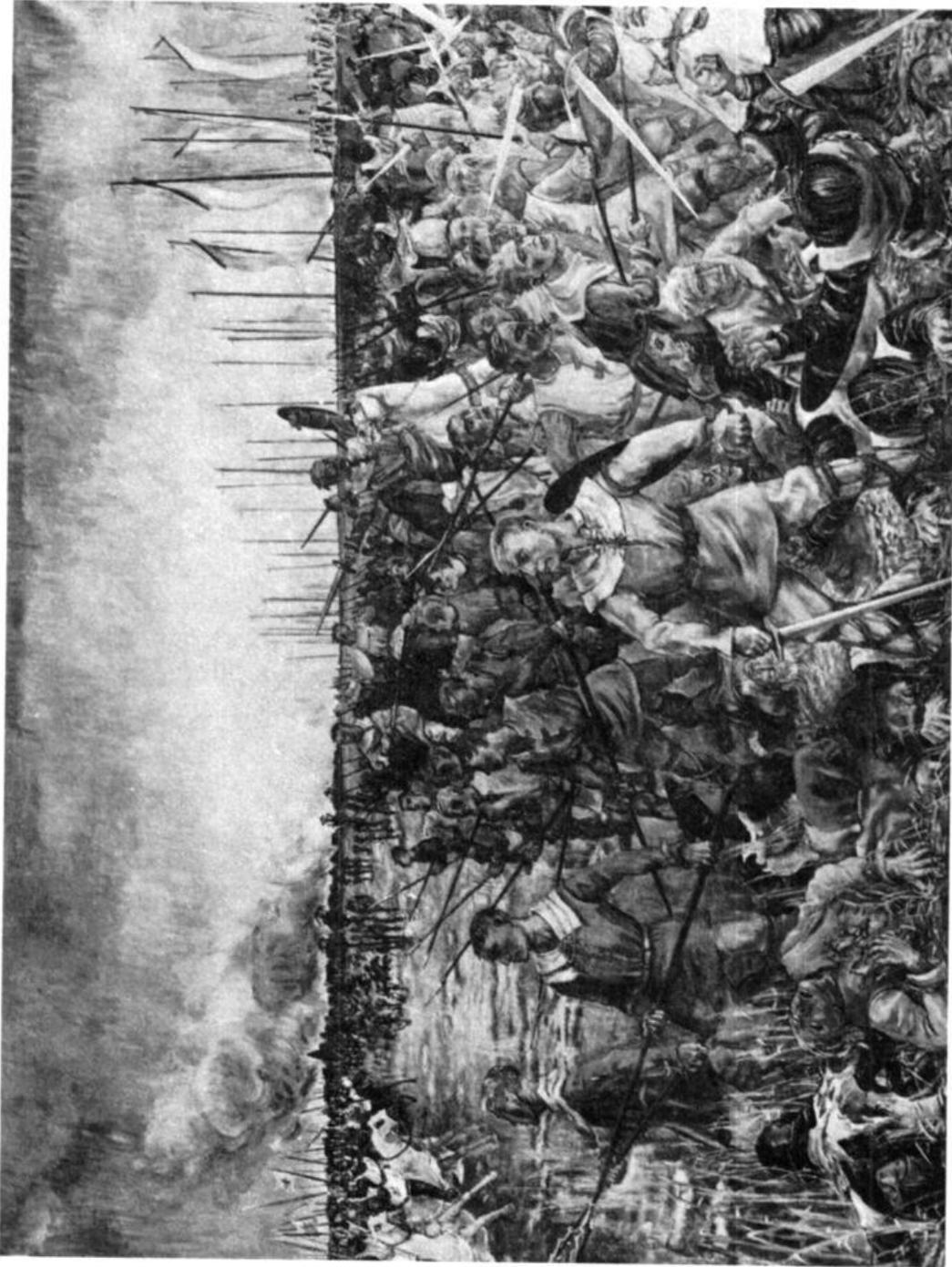
vielleicht ein, daß der vermeintliche Wahlspruch der Stedinger ‚Lieber tot als Sklav‘! im Schauspiel nur dann überzeugen konnte, wenn er ohne Ausnahme und Abschwächung verwirklicht wurde. Sollte aber das Stück nicht durch seinen düsteren Schluß abschrecken, mußte die unerbittliche Devise in den Hintergrund der Bühnenhandlung treten. Der Verzicht auf das „Leewer dot!“ durfte Hinrichs nicht schwer gefallen sein, denn die Außenpolitik der NS-Diktatur hatte diesem Motto eine allzu aktuelle Bedeutung gegeben. Angesichts der steigenden Kriegsgefahr mochte es selbst Partei und Regierung nicht mehr opportun erscheinen, die Konsequenzen des ‚Lieber tot als Sklav‘! zu veranschaulichen.

Mit ‚Steding Renke‘ hat August Hinrichs immerhin ein Durchhalte-Stück geschrieben, das durchaus im Sinne des Regimes lag. Die abgeschwächte Parole ‚Nicht in die Knie!‘ appellierte nicht weniger erfolgversprechend an die Gefühle der Leser und Zuschauer als das mittlerweile zu direkte „Leewer dot!“ . Weil auch Handlung und Sprache unverhüllt die Identifizierung mit der Titelfigur und seiner trotzigen Widerstandsparole herbeiführen wollen, hat sich das Publikum damals kaum der Wirkung dieses Stückes entziehen können. Der ungebrochene Durchhaltewille, die selbstlose Opferbereitschaft und die eigensinnige Zuversicht des ‚Steding Renke‘ mögen 1939 viele in ihren Anschauungen bekräftigt haben, die sich von agitatorischen Propagandadramen abgestoßen fühlten. Wer im „festen Glauben“ an die eigene „Ehr“, das eigene „Land“ und das eigene „Volk“ so beharrlich festhielt wie der alte Bauer in Hinrichs’ Schauspiel, der schließlich den erfolgreich vereitelten Vergewaltigungsversuch an seiner Schwiegertochter mit späterer Hinrichtung bezahlte, mußte Leser und Zuschauer von der Gültigkeit des Schlußsatzes überzeugen: „So ist’s nicht umsonst gewesen!“ (S. 78).

48. R. Schuders Roman (1955)

Weil Partei und Regierung während des Zweiten Weltkrieges von der Erinnerung an die Niederwerfung des Stedingeraufstandes kaum die erwünschte Unterhaltung und Zerstreuung der Bevölkerung erwarten konnten, erstaunt nicht, daß zwischen 1939 und 1945 keine literarischen Darstellungen dieses geschichtlichen Stoffes erschienen sind. Denn für einen Durchhalteappell wie Veit Harlans berüchtigten Film ‚Kolberg‘ von 1944 eignete sich das Geschehen des frühen 13. Jahrhunderts nicht. Wer mochte schon beim Anblick der gefallen Stedinger an den siegreichen Ausgang des „Großdeutschen Freiheitskampfes“ glauben?

In der Tat gibt es wenige Belege, daß auch nach dem 1. September 1939 irgendwelche Aktivitäten unternommen wurden, um die Schlacht bei Altenesch und ihre Vorgeschichte ins Gedächtnis zu rufen. Zu Beginn des Krieges erschienen noch weitere Auflagen der Romane von Schreckenbach und Strauß und Torney sowie einige kleinere historische Untersuchungen. Zu den letzten



*Jan Oeljen, Die Schlacht bei Altensch. Öl, 145 x 200 cm. Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Oldenburg
Inv. Nr. 10 558. Veröffentlicht nach Vorlage und mit Genehmigung des Landesmuseums.*

Ausläufern des nationalsozialistischen Stedingerkultes zählt das grotesk-martialische Gemälde ‚Die Schlacht bei Altenesch, 1234‘ von Jan Oeltjen aus dem Jahr 1942. Inzwischen hatte aber die Wirklichkeit des Krieges auch die gewalttätigste Phantasie blut- und bodendrünstiger Lyriker, Erzähler und Dramatiker überholt.

Wenn ich recht sehe, findet sich erst im 1955 veröffentlichten Roman ‚Der Ketzer von Naumburg‘ der Schriftstellerin Rosemarie Schuder (geb. 1928) wieder ein literarisches Echo der Stedinger¹¹³). Ähnlich dem ‚Lucifer‘ der Lulu von Strauß und Torney spielen die Marschbauern in der Handlung des ‚Ketzers von Naumburg‘ nur eine untergeordnete Rolle. Denn wie im ‚Lucifer‘ steht ein Häretiker bzw. der Häresie Verdächtigter im Mittelpunkt der Handlung. Bei Schuder ist es ein Steinmetz aus Reims, der zunächst in den Dienst des Mainzer Erzbischofs Siegfried tritt, seit 1249 dann für Bischof Dietrich von Naumburg arbeitet. Dieser Meister bleibt in Schuders Roman namenlos, doch sieht sie in ihm den Schöpfer der kunsthistorisch berühmten Figuren im Chor des Naumburger Domes („Uta-Gruppe“), dessen Arbeiten sie auch in Plastiken des Mainzer und Reimser Domes nachweisen will. Weil jener Steinmetz von den Glaubenslehren der Waldenser beeinflusst zu sein scheint, werden die kirchlichen Ketzerverfolger auf ihn aufmerksam: der Inquisition Konrads von Marburg entgeht er eben so knapp wie später der Verfolgung eines Naumburger Dominikaners, der ihn wegen Verdachts der waldensisch inspirierten Ablehnung der Heiligenverehrung fast auf den Scheiterhaufen bringt. Sowohl in Mainz wie in Naumburg beruhen die Anklagen der Ketzerverfolgung auf der Unterstellung, der Reimser Steinmetz bringe in seinen Plastiken kaum verhüllt seine Sympathie mit Glaubenslehren der Waldenser zum Ausdruck. Daß dieser Verdacht nicht willkürlich sei, legt auch Schuders Roman nahe. Denn in den individuell gestalteten Figuren des Naumburger Chores und in den Gesten der Kreuzigungsgruppe des Lettnerdurchgangs glaubt sie den Einfluß häretischer Bewegungen greifen zu können. Deshalb urteilt 1975 die Literaturhistorikerin Helga Herting, Schuder habe in ihrem Roman „Zusammenhänge mit mittelalterlichen Ketzerbewegungen“ herausgefunden, die „progressive Ideen, verbrämt in religiösem Gewande“(!), vertreten hätten.

Welche Rolle den Stedingern in der Handlung des ‚Ketzers von Naumburg‘ zufällt, kann man jetzt leicht absehen. Die Niederschlagung des Stedingeraufstandes muß als ein weiterer Anklagepunkt gegen die Ketzerverfolgungen

¹¹³) Rosemarie Schuder, *Der Ketzer von Naumburg*, Berlin: Rütten und Loening 1955 (¹³1974), S. 14-16, 18, 33, 106-116. – Zu den historischen Romanen dieser Schriftstellerin vgl.: Kürschners Deutscher Literatur-Kalender 1973, Berlin und New York 1974, S. 383; Helga Herting, Interview mit Rosemarie Schuder [und] *Der historische Roman in unserer Zeit. Zum Werk von Rosemarie Schuder*, in: Weimarer Beiträge. Zeitschrift für Literaturwissenschaft, Ästhetik und Kulturtheorie, Bd. 19, H. 4, 1973, S. 67-81 und S. 82-102, hier: S. 68-70 und S. 85 f. über den ‚Ketzers von Naumburg‘; diesselbe, *Geschichte und Gegenwart im Werk Rosemarie Schuders*, in: *Weggenossen. Fünfzehn Schriftsteller der DDR*, hg. v. Klaus Jarmatz und Christel Berger, Leipzig 1975, S. 233-266 mit S. 505-507, hier: S. 236. – Zu der schon 1938 von E. Lippelt aufgestellten These, der Naumburger Meister sei Waldenser gewesen, s. Hans-Joachim Mrusek, *Drei sächsische Kathedralen*, Dresden 1976, S. 376 (Hinweis von Dr. H. Schieckel).

Konrads von Marburg gelten, wobei Verketzerung und Ketzerkreuzzug in Gegensatz zu den haltlosen Anklagen der Kirche gestellt werden. Auch für Schuder sind die Stedinger „friesische Bauern“, die ihr „altes Recht auf Freiheit“ verteidigten und deshalb den Kirchenzehnt nicht entrichteten (S. 15). Daraufhin habe Konrad von Marburg im Bericht an den Papst den ungehorsamen Bauern häretische Unzucht unterstellt, weshalb die Stedinger zu Unrecht als Ketzer verurteilt worden seien. Wie aber die bekannte Anekdote vom Beichtgroschen beweise, hätten die Anklagen bewußt die Wahrheit verfälscht, meint Schuder in ihrem Roman. Daß sie die Handlung ihres historischen Romans auch an dieser Stelle auf anachronistische, von der Geschichtsschreibung längst widerlegte Annahmen stützt, war ihr offensichtlich nicht bewußt.

Doch lohnt es nicht, auf die Rolle der Stedinger im ‚Ketzer von Naumburg‘ ausführlicher einzugehen. Sieht man von gelegentlichen Erwähnungen auf den ersten Seiten des Romans ab, treten die Bauern der Marsch nur in einer Episode in den Vordergrund der Handlung. Nämlich auf dem Mainzer Hoftag des Jahres 1235, als „Bolke (von) Bardenfleet“, einer der wenigen Überlebenden der Schlacht bei Altenesch, in einem Gespräch mit Kaiser Friedrich II. um Gnade und einen Schutzbrief für die vertriebenen Stedinger bittet (S. 114-116). Sein Gesuch wird unter der Bedingung gewährt, daß die Bauern künftig „den Zehnten ordentlich an die Kirche abgeben“ (S. 114). Mit dieser Antwort ist jedoch Bolkes Mission gescheitert, denn er stellt sich die Frage: „Der Kaiser erlaubt uns, wieder auf unserem eigenen Grund und Boden zu warten, bis von neuem ein Graf kommt oder ein Bischof, dem es einfällt, uns zu Ketzern zu machen, die erschlagen werden müssen?“ (S. 115 f.). Die Einsicht in die Willkür geistlicher und weltlicher Herren setzt einen bedrückenden Schlußpunkt unter die Episode. Was hier und auf den Seiten davor über die Stedinger verbreitet wird, bewegt sich allerdings im Rahmen der üblichen Gemeinplätze, die man von einem in der DDR veröffentlichten Roman über „progressive christliche Traditionen“ in der Geschichte des Mittelalters erwarten wird. Leider wird Rosemarie Schuder in ihrer Darstellung des geschichtlichen Stoffes nicht vom leisesten Zweifel geplagt, ob diese Interpretation der Ketzerverfolgungen des frühen 13. Jahrhunderts einer Nachprüfung standhält. Wie ihre Bemerkungen über die Stedinger beweisen, hat sie die historischen Fakten des ‚Ketzers von Naumburg‘ nicht so intensiv studiert wie die Plastik im Übergang vom romanischen zum gotischen Stil.

49. G. Beutels Erzählung (1975)

Daß in der Nachkriegszeit auch die zweite literarische Darstellung des Stedingeraufstandes in der DDR veröffentlicht wurde, kann nicht als Zufall gelten. Vielmehr sprechen noch andere Beobachtungen für die These, jener geschichtliche Stoff habe zunächst nur dort Resonanz finden können. Obgleich von jeder völkisch-antichristlichen oder nationalsozialistischen Vereinnahmung frei,

gibt es doch eindeutig ideologisch-politische Motive für dieses Interesse. Worauf die neue Deutung des Konfliktes der Marschbauern mit den Bremer Erzbischöfen und Oldenburger Grafen zielt, macht die 1960 an der Universität Halle angefertigte Dissertation von Horst Gericke bereits in ihrem Titel unmißverständlich klar: „Universitas Stedingorum.“ Die Entwicklung einer organisierten bäuerlichen Kampfgemeinschaft in den Wesermarschen und ihr Widerstand gegen feudale Ausbeutung und Unterdrückung bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts.“ Gericke's dogmatische Interpretation ist allerdings nicht typisch, stellt eher eine besonders ausgeprägte Position dar. So ist in Schuders Roman nirgends vom ‚antifeudalen‘ Charakter des Stedingeraufstandes die Rede. Auch das zuerst 1975 erschienene Jugendbuch „Die Faust der Stedinger“ des bei Halle/S. lebenden Schriftstellers Gerhard Beutel (geb. 1928) setzt dem Leser nicht die Schablonen der historisch-materialistischen Geschichtsphilosophie vor¹¹⁴).

Im Mittelpunkt von Beutels Erzählung steht die fiktive Figur des jungen Heerführers Hinrich Karsten, der wegen seines Mutes, seiner Tapferkeit, Klugheit und List von den jungen Stedingern anerkennend „Faust der Stedinger“ genannt wird (S. 163; später S. 167, 173, 180, 195, 208, 224). Er hat nur ein Ziel: Adel und Kirche, die Feinde der Marschbauern, durch einfallsreiche und tollkühne Überfälle zu schwächen. Mit solchen Handstreichern sichert Karsten den Fortbestand seines Volkes. Vor der Schlacht bei Altenesch sorgt er für die Evakuierung von Frauen und Kindern, nach der Niederlage setzt er von Friesland aus den Widerstand fort, indem er mit wenigen Getreuen Angriffe auf Neusiedler, Ritter und Vogt unternimmt, auch den Grafen von Oldenburg bekämpft, schließlich weite Teile des eroberten Stedingen durch Zerstörung der Deiche und Öffnung der Sieltore überfluten läßt. Ein Rachezug des Oldenburger Grafen scheitert, denn seine Truppen werden in eine Falle gelockt und besiegt. Beutels Erzählung schließt mit den Sätzen: „Die Faust der Stedinger hatte zum letzten Male zugeschlagen. Große Teile des Stedingerlandes waren verwüstet und für den Oldenburger und seinen Anhang auf viele Jahre verloren. So wüst waren diese Gebiete, daß in der Kirche zu Elsfleth Wölfe ihre Jungen säugten.“ (S. 224).

Die ‚Faust der Stedinger‘ schildert sowohl die letzten Jahre des bäuerlichen Widerstandes und den Sieg der Kreuzfahrer über die Aufständischen als auch das Aufflackern der Kämpfe nach der Besetzung Stedingens. Weil die Widerstandskraft der Überlebenden ungebrochen ist, kann Hinrich Karsten ausrufen: „Die Stedinger leben“ (S. 196). Die fortwährenden Kämpfe mit den Adligen und Rittern machen daher den Hauptteil der Handlung aus. Dabei geht es Beutel in erster Linie um fesselnde Episoden, damit die Aufmerksamkeit des

¹¹⁴) Gerhard Beutel, Die Faust der Stedinger [Illustrationen von Günther Lück] (Spannend erzählt, Bd. 125), Berlin: Verlag Neues Leben 1975 (21978). – Details zur Biographie und zu den literarischen Veröffentlichungen verdanke ich einer Auskunft des Autors (Brief vom 6. Juni 1980).

jugendlichen Lesers nicht abschweift. Diese Spannung sollen Abenteuer- und Kampfszenen der Gruppe des Hinrich Karsten mit ihren Gegnern, den Truppen des Bremer Erzbischofs und des Grafen von Oldenburg, erzeugen. Hier werden die Kontrahenten in bewährter Schwarz-Weiß-Manier gezeichnet. Auf der einen Seite die „Freibauern“ (S. 36, 39, 57), die allein dem Kaiser untertan sind und ihre Freiheit über alles lieben (S. 18, 22, 24, 59 u. ö.), deren Sprüche „Wer Tribut zahlt, ist nicht frei!“ (S. 72), „Wahr di, Herr, der Bur kummt!“ (S. 119) oder „Die Friesen wählten lieber den Tod als die Unfreiheit“ (S. 164) lauten. Und weil Stedinger wie Friesen immer „frei bleiben“ wollen (S. 162), auch „dafür zu sterben“ bereit sind (S. 183), geben sie den Widerstand selbst im Angesicht der Niederlage nicht auf. Auf der anderen Seite stehen Adel und Kirche, denen der geballte Haß der Stedinger (und des Erzählers) gilt, denn sie beuten die abhängigen Bauern aus, führen sich als „Feudalherren“ auf, wie es einmal in marxistischer Terminologie heißt (S. 74). Also sind Geld- und Machtgier des Erzbischofs der eigentliche Grund für die Auseinandersetzung, da die verweigerten Zehnt-, Zins- und Tributabgaben die wirtschaftliche Grundlage seiner Herrschaft untergraben. Noch verwerflicher findet Beutel die Verketzerung der Stedinger. Ihre Anklagen betrachtet er als Vorwand zur Bekämpfung der Aufständischen. Vor allem die Inquisition der Dominikaner ist heimtückisch und grausam, betreibt sie doch die Hetze gegen die Bauern noch intensiver als der Bremer Erzbischof. Einen weiteren negativen Zug in der abwertenden Charakterisierung der Kirche fügt Beutel hinzu, indem er Gerhard II. von Bremen ein Heer von Söldnern zusammenstellen läßt, nachdem seine eigenen Ritter im Kampf versagt hatten. In der Figur des Spaniers Pedro Mendez, des neuen Feldhauptmanns der erzbischöflichen Truppen, zeichnet der Erzähler dann die dazugehörige abstoßende Führerfigur (S. 98 ff.).

Aus der entschiedenen Parteinahme für die Stedinger darf man aber nicht den Schluß ziehen, Gerhard Beutel habe mit seinem Buch eine schlüssige Deutung der historischen Ereignisse beabsichtigt. Obwohl er den geschichtlichen Hintergrund der Erzählung hervorhebt und durch eine (reichlich ungenaue) Übersichtskarte untermauern will, geht es ihm weit mehr um vordergründige Handlung, nämlich ums Kämpfen und Töten. In seiner Darstellung wird so viel gehauen, gestochen und erschlagen, daß man sich fragen muß, ob „Die Faust der Stedinger“ eine geeignete Lektüre für Jugendliche ist, zumal Beutel in einigen Szenen (z.B. S. 198 f. und S. 206-210) allzu bereitwillig der Schilderung von Brutalitäten Raum gibt. Immer wieder müssen Ereignisse des frühen 13. Jahrhunderts die wild wuchernde Phantasie dieses Schriftstellers beglaubigen, obwohl sie bestenfalls das Material für die Erzählung geliefert haben. Wenn die historische Belletristik in der Geschichte aber nur den Vorwand sieht, um der Fiktion das Mäntelchen des wahrhaftig Bezeugten umzuhängen, sollte sie den Anspruch aufgeben, die überlieferte Vergangenheit literarisch darzustellen.

II. Zusammenfassung

Wer annimmt, er habe nach der Lektüre von nunmehr 49 Werken endlich alle literarischen Darstellungen des Stedingeraufstandes zur Kenntnis genommen, muß sich eines besseren belehren lassen. Denn die Liste der in diesem Aufsatz porträtierten Gedichte, Balladen, Epen, Erzählungen, Romane, Schauspiele u.s.w. läßt sich ohne Schwierigkeiten verlängern. Hier wäre z. B. auf die 1975 erschienenen 23 Linolschnitte Armand Vilters hinzuweisen, die nicht nur in ihrem betont altdeutschen Stil, sondern mehr noch durch ihren Begleittext, der sinnigerweise in einer Art Runenschrift abgebildet ist, an die völkische Deutung anknüpfen; dabei hat Vilter keine Bedenken, sein Werk mit dem ‚Gebet der Stedinger‘ aus A. Hinrichs’ „De Stedinge“ von 1934 (hier S. 25) abzuschließen¹¹⁵⁾. Man könnte in diesem Zusammenhang auch auf die kurze Erwähnung der Stedinger in der belletristischen Chronik des Klosters Osterholz hinweisen, die Heinrich Wolfgang Vogt-Vilseck kürzlich unter seinem Künstlernamen veröffentlicht hat¹¹⁶⁾. Obgleich in beiden Büchern die literarische Bearbeitung des Stoffes mehr Gewicht hat als seine historische Darstellung, seien sie hier lediglich genannt, nicht ausführlicher besprochen. Vilters Linolschnitte greifen im übrigen eine bereits bekannte Form bildlicher Vergegenwärtigung auf, nämlich die 1933 geschaffenen Lithographien Bernhard Winters.

Ferner sind zwischen 1836 und 1975 mehr als ‚nur‘ 49 belletristische Darstellungen des Stedingeraufstandes verfaßt und wohl auch publiziert worden. Denn die Liste der verschollenen bzw. verlorenen Werke umfaßt nicht allein das Festspiel von R. Schulz (Nr. 28) und das Hörspiel von W. Heydrich (Nr. 35) aus den Jahren 1933 und 1934. Bislang nicht nachgewiesen sind andere Bearbeitungen des Stedingerthemas, die ich nur vom Hörensagen oder aus indirekten Quellen kenne. So ein Gedicht oder eine Ballade der nordwestdeutschen Schriftstellerin Mathilde Raven (geb. 1817, gest. nach 1898),¹¹⁷⁾ dann eine nicht näher bezeichnete Arbeit des aus Obersachsen stammenden Schriftstellers Ludwig Bräutigam (1852-1906), vom Idsteiner Lehrer Max Kirmsse am

¹¹⁵⁾ Armand Vilter, *Die Stedinger. Freiheitskampf und Untergang eines Bauernvolkes. Eine Mahnung*, Oldenburg: Wilhelm Kayser 1975. Vgl. dazu die berechtigte Kritik Bernd Ulrich Huckers, in: *Bremisches Jahrbuch* 55, 1977, S. 410 f.

¹¹⁶⁾ Heinrich Wolfgang, *In nomine Dei, die Chronik des Klosters Osterholz*, Bremen: Wolvo 1980, hier: S. 311-313. Die Rezension von Wilhelm Gottschalk, *Eine „Chronik“ des Klosters Osterholz*, in: *Niederdeutsches Heimatblatt*, Nr. 371 (November 1980), trägt kritische Einwände sehr vorsichtig vor, gibt also insgesamt ein viel zu vorteilhaftes Bild von den literarischen Qualitäten und historischen Kenntnissen dieses Geschichtsromans. – Auf das Buch und die erwähnte Rezension hat mich Prof. Hans G. Trüper (Bonn) aufmerksam gemacht, wofür ich ihm auch an dieser Stelle danke.

¹¹⁷⁾ Vgl. Elisabeth Friedrichs, *Die deutschsprachigen Schriftstellerinnen des 18. und 19. Jahrhunderts. Ein Lexikon*, Stuttgart 1981, S. 244. – Ihre Gedichtsammlung ‚Aus vergangener Zeit‘, offensichtlich zuerst 1863 in Celle erschienen, 1880 und 1887 erneut aufgelegt, konnte ich bislang in keiner öffentlichen Bibliothek der Bundesrepublik nachweisen. Sie ist auch in der ‚Deutschen Bücherei‘ in Leipzig nicht vorhanden.

24. September 1933 gegenüber Hermann Lübbling erwähnt¹¹⁸⁾, schließlich eine Ballade über die Schlacht bei Altenesch aus der Feder des österreichischen Journalisten und Schriftstellers Ottokar F. Chalupka (1863-1941), die im Herbst 1911 Hermann Löns bei dessen Besuch in Wien vorgelegen hat¹¹⁹⁾. Damals wies Chalupka so nachdrücklich auf den Stedingerstoff hin, daß sich Löns wenig später ernsthaft mit dem Gedanken trug, darüber einen Roman zu verfassen; sein Plan ist jedoch nicht über eine erste Sammlung des Materials hinausgekommen¹²⁰⁾. Max Kirmsse, offensichtlich der Besitzer einer reichhaltigen Sammlung von Publikationen aller Art über die Stedinger und in erster Linie an den literarischen Darstellungen dieses Themas interessiert, weist am 12. November 1936 gegenüber Lübbling u. a. auf „*Wilhelmine Fleck* (Verfasserin des Romans: *Wehe über Stedingen!*)“ hin, doch habe ich dieses Buch nicht ausfindig machen können; vielleicht ist es niemals erschienen, denn Kirmsse räumt ein, den Roman *Wilhelmine Flecks* (1864-1947) nicht zu kennen¹²¹⁾.

Sollten diese Texte irgendwann ans Tageslicht kommen, würde sich ein noch vollständigeres Bild von den Stedingern in der deutschen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts ergeben. Schon jetzt ist die Zahl der einschlägigen Werke beträchtlich. Allerdings hinterlassen die 49 in diesem Aufsatz behandelten Darstellungen leicht einen falschen Eindruck. Hat sich nämlich der Leser unverdrossen durch die überlieferten 47 Texte hindurchgearbeitet, muß bei ihm zwangsläufig der Eindruck einer gewissen Monotonie zurückbleiben: obgleich einige Werke durch ihre inhaltliche Originalität auffallen, begnügen sich die meisten Autoren mit durchaus konventionellen Darstellungen. Die mittlerweile allzu vertrauten Details des Stedingeraufstandes und seiner Niederwerfung ermüden nach einiger Zeit sogar den ausdauerndsten und gutmütigsten Leser. Doch wäre es ungerecht, diesen zwiespältigen Eindruck den besprochenen Texten selbst zum Vorwurf zu machen. Unzulässig ist auch, aus der Fülle der Werke den Schluß zu ziehen, zwischen 1836 und 1975 seien die Stedinger im deutschen Sprachraum das beherrschende Thema historischer Dichtung gewesen. Denn einmal fehlen übergreifende Zusammenfassungen zu den

¹¹⁸⁾ Nds. Staatsarchiv Oldenburg, Best. 271-62 Nr. 299. Die Kenntnis dieser Briefe aus Lübblings Nachlaß verdanke ich einem Hinweis von Dr. Harald Schieckel. – Zu Leben und Werk des Schriftstellers Ludwig Bräutigam vgl. den Artikel von H. Seedorf, in: *Bremische Biographie des neunzehnten Jahrhunderts*, Bremen 1912, S. 45-48. Literarische Darstellungen des Stedingeraufstandes werden erwähnt in: Ludwig Bräutigam, *Auf dem Heimwege. Geschichten und Skizzen*, Berlin 1902, S. 191-217 („Eine Marschenfahrt“), hier S. 197.

¹¹⁹⁾ Zu Chalupka vgl. Hans Giebisch und Gustav Gugitz, *Bio-bibliographisches Literaturlexikon Österreichs von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Wien 1963, S. 50; Kürschners *Deutscher Literatur Kalender. Nekrolog 1936-1970*, hg. v. Werner Schuder, Berlin u. New York 1973, S. 97. – Von „Belegen über den Abdruck meiner Ballade ‚Die Stedinger‘“ spricht O. F. Chalupka unter dem Pseudonym Ottokar Stauf von der March, Hermann Löns und die Stedinger, in: *Markwart. Blätter für die Verwirklichung des deutschen Volksliteratur-Gedankens*, hg. v. der Löns-Gedächtnis-Stiftung, 3. Jahrgang, Heft 3 („Wonnemond“ 1927), zwei unpaginierte Seiten nach S. 48.

¹²⁰⁾ M. Kirmsse, Hermann Löns und die Stedinger, in: *Markwart. Blätter für die Verwirklichung des deutschen Volksliteratur-Gedankens*, 3. Jahrgang, Heft 1 („Hornung“ 1927), S. 11-13; von der March, Hermann Löns und die Stedinger (s. Anm. 119); Wilhelm Deimann, *Der Künstler und Kämpfer. Eine Lönsbiographie und Briefausgabe*, Hannover 1935, S. 135, 145 und 262 f.

¹²¹⁾ Nds. Staatsarchiv Oldenburg, Best. 271-62 Nr. 299. – Zu Leben und Werk von Wilhelmine Fleck (Pseudonym: A. L. Lindner) vgl.: *Deutsches Literatur-Lexikon* (s. Anm. 9), Bd. 5, Bern und München 1978, Sp. 196. Ein Stedinger-Roman oder der Titel ‚Wehe über Stedingen!‘ wird hier nicht angeführt, ist auch weder in den Bücherlexika noch in den Gesamtkatalogen jener Jahre nachzuweisen.

literarischen Darstellungen geschichtlicher Stoffe, mit denen die Stedingerbearbeitungen verglichen werden könnten. Und zum anderen weisen die hier vorgestellten Werke trotz einer gewissen Breite ihrer Entstehung und Herkunft auf einen zeitlichen und regionalen Schwerpunkt, nämlich auf die Jahre zwischen den beiden Weltkriegen, besonders zwischen 1933 und 1939, und auf den nordwestdeutsch-sächsischen Raum. Seine ‚Konjunktur‘ als Thema historischer Literatur erlebte der Stedingeraufstand zweifellos im Zusammenhang mit den Jubiläumsfeiern von 1934, weil NSDAP und Regierungsstellen die regionalen Festlichkeiten zu einem Staatsakt aufwerteten. Diese parteiamtliche Vereinnahmung hat die Schlacht bei Altenesch sicherlich weit über den Unterweser-Raum populär gemacht. Gleichzeitig wurde mit den Inszenierungen von A. Hinrichs’ „De Stedinge“ in Altenesch (1934) und auf dem Bookholzberg (1935 und 1937) die agitatorisch-propagandistische ‚Verwertung‘ des historischen Geschehens in einem bislang unbekanntem Ausmaß verwirklicht.

Doch sollte man nicht übersehen, daß gleiches auch anderen Stoffen der mittelalterlichen Geschichte Nordwestdeutschlands widerfuhr, etwa Wittekind, Heinrich I. und Heinrich dem Löwen. Das wegen seiner antichristlichen und antikirchlichen Deutung mit den Stedingern vergleichbare Wittekind-Thema erlebte in Hermann Löns’ Erzählung „Die rote Beeke“ (1907) längst vor dem Ersten Weltkrieg seine vorbildhaft gewordene völkisch-rassistische Darstellung. Und nach 1933 griff man nicht nur in Verden an der Aller auf diese Deutung zurück, legte den heute noch erhaltenen Sachsenhain mit seinen 4500 Findlingen an und plante noch weitaus monumentalere Denkmäler zur Erinnerung an die gewaltsame Bekehrung der Sachsen zum Christentum. Ähnliches ließe sich vom Kult mit Heinrich I. in Quedlinburg und Heinrich dem Löwen in Braunschweig sagen, auch von der ideologischen Aktualität des Hermannsdenkmals und der Externsteine im Teutoburger Wald. Würde man diese Beispiele der deutsch-nationalen, völkisch-rassistischen und nationalsozialistischen Mittelalterinterpretation ausführlicher untersuchen, ließe sich auch die allmähliche, jedoch unaufhaltsame Ideologisierung des Stedingeraufstandes in der deutschen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts besser verstehen.

Ohne einer späteren, detaillierten Gegenüberstellung der vorgestellten literarischen Bearbeitungen des Stedingeraufstandes vorzugreifen, möchte ich aus der Vielzahl möglicher Vergleichspunkte abschließend drei wichtige Einzelaspekte behandeln. Es geht um die Fragen: (1) in welchem Verhältnis stehen die belletristischen Darstellungen zum geschichtlichen Stoff und zur historischen Forschung? (2) welche Gemeinsamkeiten oder Abhängigkeiten lassen sich innerhalb der besprochenen Texte im Hinblick auf Handlung und Personen nachweisen? (3) welche Tendenz steht hinter den verschiedenen literarischen Deutungen des Aufstandes der Stedinger Bauern und seiner Niederwerfung?

1. Belletristische Darstellung, geschichtlicher Stoff und historische Forschung

Dem Schriftsteller mit Interesse am Mittelalter bietet der Stedingeraufstand einen faszinierenden, weil außergewöhnlichen Stoff, nämlich den gewaltsamen Widerstand von Bauern gegen ihre weltlichen und geistlichen Herren sowie die Niederschlagung dieses Aufstandes durch Verketzerung und Ketzerkreuzzüge. Vergleichbare Ereignisse finden sich in der deutschen Geschichte erst im ausgehenden 15. und frühen 16. Jahrhundert, in den Kämpfen des Oberrheinischen Bundschuhs und den Bauernkriegen von 1524/25. Bereits den Zeitgenossen des frühen 13. Jahrhunderts fiel es schwer, die erbitterten Auseinandersetzungen der Bremer Erzbischöfe und Oldenburger Grafen mit den Stedingern in gewohnte Kategorien einzuordnen. Für die Ketzerkreuzzüge von 1233 und 1234 erkannten sie allerdings das naheliegende Vorbild, die Kreuzzüge gegen die südfranzösischen Albigenser zwischen 1209 und 1229, die am Anfang der langen Kette von Kreuzzügen gegen Ketzer stehen. Als Bauernaufstand erschien ihnen der Kampf der Stedinger allenfalls mit dem Konflikt zwischen Dreenter Bauern und Utrechter Bischof vergleichbar. Ähnlich gewaltsame, lang anhaltende Auseinandersetzungen von Bauern mit ihren Herren gab es im Hochmittelalter übrigens nur außerhalb des Deutschen Reiches, z. B. im französischen und dänischen Königreich.

Auch in den Einzelheiten seines Geschehens dürfte der Stedingeraufstand zu einer literarischen Darstellung einladen, überliefern doch die mittelalterlichen Quellen mehrfach besonders anschauliche, gelegentlich sogar spektakuläre Nachrichten. Man denke etwa an den Bericht Alberts von Stade über den (vermeintlichen) Teufelskult der Marschbauern, an die Beichtgroschen-Anekdote in der Chronik des Wilhelmus Procurator oder an die Erzählung von der nächtlichen Verschwörung der Stedinger in der anonymen Geschichte des Klosters Rastede. Für die historische Belletristik nicht weniger geeignet sind die Dokumente jener Jahre, etwa das Dankschreiben des Kaisers an die Stedinger vom 14. Juni 1230, der erzbischöfliche Rundbrief über die Verketzerung der exkommunizierten Bauern durch die Bremer Fastensynode (17. März 1230 oder 2. März 1231) und die beiden päpstlichen Kreuzzugaufrufe vom 29. Oktober 1232 bzw. 17. Juni 1233. Bereits mit diesen Quellen läßt sich ein farbiges und wirklichkeitsgetreues Bild der Ereignisse zeichnen.

Weil es sich bei diesem geschichtlichen Stoff um eine attraktive Vorlage handelt, wird man kaum erstaunt sein, daß er zwischen 1836 und 1976 von deutschsprachigen Schriftstellern in mehr als 49 Werken dargestellt wurde. Seine Popularität darf andererseits nicht über die fragwürdigen Ergebnisse dieser Vorliebe für den Stedingeraufstand und seine Niederschlagung hinwegtäuschen. Daß sich die meisten Schriftsteller ihres geschichtlichen Stoffes oberflächlich und selbstgefällig bemächtigten, bestätigt den Verdacht, ihnen sei es in erster Linie um die Handlung gegangen, also ums Material. Weil die Geschichte jedem Schriftsteller genügend Stoff für neue Werke anbietet, zumal jenem, dem es an geeigneten Einfällen mangelt, hat Erich Kästner der historischen

Belletristik auch „Mitgiftjägerei“ unterstellen können. Zugleich wies er auf die Kehrseite solch leicht erworbenen Besitzes hin: der geschichtliche Stoff „fessele“ seinen Verfasser, „knebele seine Phantasie, seine Hoffnungen und seine Entwürfe“. Denn der Autor eines Werkes mit historischem Stoff stehe unter einem Zwang: „Er muß wollen, was schon einmal geschah.“ Kästner sieht also beim Griff der Schriftsteller „in den Tresor der Geschichte“ nicht nur „Hände voller Gold und Edelsteine“, sondern auch „Handschellen an den Gelenken“¹²²⁾.

An diese Beschränkung haben die Verfasser von Stedinger-Romanen, -Dramen, -Epen, -Novellen und -Gedichten selten gedacht. Vielmehr entzogen sie sich der Verpflichtung, die man bei der Wahl jedes historischen Stoffes eingeht: der Aufgabe, die überlieferten Quellenzeugnisse des Stedingeraufstandes und seiner Niederschlagung vollständig zu sammeln und kritisch zu sichten. Dem Studium der mittelalterlichen Quellen haben sich jedoch nur wenige Autoren unterzogen. Selbst mit der Lektüre einschlägiger Veröffentlichungen von Historikern, eine Minimalforderung an die Bearbeiter geschichtlicher Stoffe, nahmen sie es häufig nicht genau. Bis zum Erscheinen der grundlegenden Monographie von Hermann Albert Schumacher im Jahr 1865 mochte das noch entschuldbar sein, danach jedenfalls nicht mehr! Andererseits geht es auch nicht an, wenn spätere Verfasser die seit Schumachers ‚Stedingern‘ erschienenen Aufsätze ignorieren und damit bewußt neuere Ergebnisse der historischen Forschung übersehen. Damit haben sich die meisten Autoren auf eine überholte Forschungssituation zurückgezogen, die um so anachronistischer wurde, je nachdrücklicher neue Einzelstudien Schumachers Gesamtinterpretation ergänzten und korrigierten. Fatalerweise erreichte die Gleichgültigkeit gegenüber den Ergebnissen der historischen Forschung ihren Höhepunkt, als die Popularität des Stedingerstoffes ungeahnte Ausmaße erlangte, nämlich zwischen den beiden Weltkriegen.

Hätten sich die Verfasser der literarischen Darstellungen des Stedingeraufstandes und seiner Niederwerfung intensiver mit den mittelalterlichen Quellen und den Publikationen der Historiker befaßt, wäre ihnen der geschichtliche Stoff nicht so selbstverständlich verfügbar gewesen. Dann hätten sie erkannt, daß zentrale Fragen ihres historischen Themas ungeklärt oder umstritten sind. So läßt sich bis heute nicht eindeutig ausmachen, welche Ursachen und Anlässe dem Widerstand der Stedinger Bauern zugrunde gelegen haben. Noch immer ungeklärt sind die Umstände, die vor dem 25. Dezember 1229 zum neuerlichen Ausbruch des Aufstandes geführt haben. Überhaupt erscheint es leichter, die Niederschlagung der aufständischen Stedinger zu erklären als die Vorgeschichte und Anfänge dieses bäuerlichen Widerstandes. Deshalb zählen auch die Motive der Stedinger und die Ursachen ihres Aufstandes allgemein zu den schwächsten Stellen der literarischen Darstellungen: weder der

¹²²⁾ Erich Kästner, Gesammelte Schriften, Bd. 5: Vermischte Beiträge, 3. Aufl., Köln und Berlin o. J., S. 544-555: Rede zur Verleihung des Georg Büchner-Preises 1957, hier S. 550-553.

Unterschied zwischen Kleinem und Großem Zehnt noch die verweigerte Auslieferung eines Priesterjägers (Beichtgroschen-Anekdote!) machen die Schärfe und das Ausmaß des Konfliktes mit den Bremer Erzbischöfen und Oldenburger Grafen plausibel. Bezeichnenderweise muß deshalb häufig eine fiktive Nebenhandlung, z. B. eine Familientragödie oder eine Liebesgeschichte, die fehlende Begründung der Haupthandlung nachliefern. Durch die veränderte Gewichtung der Handlungsebenen verlieren aber die geschichtlich bezeugten Ereignisse ihre Bedeutung, denn jetzt schiebt sich das erfundene Privatschicksal in den Vordergrund. Die entscheidenden Fragen jeder historischen Belletristik – wie verpflichtend sind die in den Quellen überlieferten Fakten des vergangenen Geschehens? welchen Freiraum hat ein Schriftsteller gegenüber dem geschichtlichen Stoff? – wurden in den angeführten Darstellungen des Stedingeraufstandes bis auf wenige Ausnahmen stets zu Gunsten des Autors beantwortet. In der Regel gaben die genannten Verfasser ihrer eigenen Phantasie den Vorzug vor dem geschichtlichen Stoff. Das wäre angesichts fehlender Nachrichten zur Vorgeschichte und zu den Ursachen der Auseinandersetzung der Bauern mit ihren Herren verständlich, wenn sich nicht die selbstherrlichen Ergänzungen und Korrekturen nach wie vor auf die Wahrheit und Geltung ihres historischen Themas berufen würden. Dem Leser, Zuschauer oder Zuhörer ist es aber fast unmöglich, zwischen literarischer Fiktion und historischer Realität zu unterscheiden. Die Folgen dieser Vermengung von Geschichte und Belletristik können verhängnisvoll sein, da mit ihr selbst die verstiegenen Ideologisierung des historischen Stoffes oberflächlich gerechtfertigt werden.

2. Geschichtlicher Stoff, literarische Abhängigkeiten und inhaltliche Wiederholungen

Wenn die Bearbeitungen des Stedingeraufstandes und seiner Niederschlagung trotz aller Verschiedenartigkeit in Inhalt, Form und Deutung einander doch ähnlich sind, gibt es dafür zwei Erklärungen: einerseits die Grundzüge der Handlung, die durch den geschichtlichen Stoff vorgegeben sind, sofern sich nicht Autoren wie B. Nowak und U. Schneider-Zabel völlig von ihnen lösen – andererseits die Tatsache, daß gewisse Episoden, einzelne Figuren und bestimmte Interpretationen eine ausgeprägte Vorzugsstellung erhalten, die dann gleichberechtigt neben die überlieferten historischen Fakten treten. Beides steigert die Gleichförmigkeit der literarischen Darstellungen mehrmals so sehr, daß bereits die Lektüre weniger Texte ermüdend und langweilig wird.

Warum beispielsweise Bolko von Bardenfleth – und kein anderer der namentlich genannten Anführer des Stedingerheeres in der Schlacht bei Altenesch! – zur herausragenden Persönlichkeit der aufständischen Bauern aufstieg, muß jedem unvoreingenommenen Leser unverständlich bleiben. Denn die Weltchronik Alberts von Stade, übrigens die einzige Quelle für die Namen der drei Bauernführer, nennt Bolko zwar vor Detmar tom Diek und Thammo von Huntorp, zeichnet ihn aber nicht vor den beiden anderen aus. Zum

Lieblingshelden der Schriftsteller wird Bolko bereits in G. Kinkels Drama, doch ist er hier nur eine unter mehreren Hauptfiguren. Seine Karriere ist allerdings unaufhaltsam: A. Schloenbach rückt ihn noch mehr in den Mittelpunkt der Handlung, H. Allmers festigt die beherrschende Stellung, an der dann Th. Piderit und K. Vogel festhalten. G. von Schulpe erhebt Bolko von Bardenfleth sogar zur Titelfigur einer Versdichtung. Seine Vorzugsstellung unter den aufständischen Bauern Stedingens behält Bolko über A. Hinrichs' Schauspiel, wo er zur Führerfigur stilisiert wird, bis zu R. Schuders Roman. Irgendeinen plausiblen Grund für seine herausgehobene Rolle gibt es aus der Sicht des Historikers allerdings nicht. Sie beruht ausschließlich auf der willkürlichen Vorliebe der Schriftsteller. (Ob hier das literarische Vorbild von F. Schillers ‚Wilhelm Tell‘ wirksam wurde, wäre im übrigen noch zu beweisen, denn das thematisch verwandte Schauspiel über die mittelalterliche Bauernfreiheit hat im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts nicht jenen Einfluß auf die Stedinger-Darstellungen gefunden, den man zunächst vermuten würde.)

Nahezu alle Bearbeitungen des Stedingeraufstandes sind sich weiter darin einig, daß die selbstbewußten Bauern der Marsch zwar äußere Unabhängigkeit erkämpften, die bis zu politischer Souveränität gereicht haben soll, daß es unter den Bewohnern Stedingens jedoch keine soziale, wirtschaftliche und rechtliche Gleichheit gab. Fast selbstverständlich gehen die meisten Autoren von der Annahme einer ausgeprägten Hierarchie unter den Stedingern aus. Politisch handlungsfähig, weil wohlhabend und rechtlich frei, sind in ihren Augen allein die Besitzer von erblichen Höfen. Dagegen zählen die Knechte und Mägde der bäuerlichen Führungsschicht nicht zu den stimmberechtigten Stedingern, die in Vollversammlungen zusammenkommen, um über politische und militärische Angelegenheiten zu beraten oder als Gerichtshof Recht zu sprechen. Hinter solchen Aussagen steht das idealisierte Bild altgermanischer oder friesischer Sozial-, Rechts- und Herrschaftsordnung, z. B. das Thing als Volksversammlung und -gericht, der Asega als gewählter Anführer, das Stammesrecht als das gewiesene ‚Alte Recht‘.

Allerdings gibt es unter den Verfassern der Stedinger-Dichtungen beträchtliche Meinungsverschiedenheiten über die Frage, ob die Bauern der Unterwesermarsch den Sachsen oder Friesen zuzurechnen sind. Während Autoren wie H. Allmers, H. Voget, G. von Schulpe, W. Dreesen und andere großes Gewicht darauf legen, daß die Stedinger den Friesen zuzurechnen seien, da ihr kämpferisches Freiheitsstreben sonst unverständlich bleibe, äußern sich andere Schriftsteller vorsichtiger. Entweder sehen sie wie F. J. Zumbach, G. von Berneck und G. Kinkel in der ethnischen Zusammensetzung der aufständischen Bauern kein Problem oder sie entscheiden sich für eine Art Kompromiß, lassen also die Stedinger sowohl aus dem friesischen und sächsischen Umland wie aus entfernteren Gegenden (z. B. Holland) abstammen. Wer sich für die geschichtlich plausible Erklärung einer verschiedenartigen Herkunft ausspricht, wie etwa H. A. Schumacher, muß übrigens nicht darüber nach-

denken, ob die Eindeichung und Entwässerung der Unterwesermarsch ganz oder teilweise das Werk holländischer Siedler war. Deutsch-national und völkisch-nationalistisch gesinnte Autoren haben darin ein Problem gesehen, deshalb auch den Anteil der Holländerkolonisation aus chauvinistischer Eifersucht unterschlagen.

Selten kommt den Verfassern von Stedinger-Dichtungen der Gedanke, daß die Bauern der Unterwesermarsch nicht nur unterschiedlicher ethnischer Zusammensetzung, sondern auch verschiedener Rechtsstellung gewesen sein könnten. Denn sie gehen mehr oder weniger stillschweigend von der Annahme einer einheitlich privilegierten Rechtsstellung aus, die sich im Besitzrecht (Erbleihe), in reduzierten Abgaben (Elfter statt Zehnter), in gewisser Autonomie (Landgemeinde) und in der Größe der Höfe (Holländerhufe = 48 Hektar) niedergeschlagen habe. Tatsächlich bestand die Bevölkerung des mittelalterlichen Stedingen keineswegs nur aus den Siedlern der Marschkolonisation des 12. Jahrhunderts: an den Ufersäumen der Unterweser lagen ältere Ansiedlungen, deren Bewohner rechtlich wie sozial schlechter gestellt waren als die Kolonisatoren der Brokseite. Solche Unterschiede springen allerdings erst ins Auge, wenn man davon absieht, das naiv idealisierende Bild vom altgermanischen oder friesischen Freibauern auf die Stedinger des ausgehenden 12. und beginnenden 13. Jahrhunderts zu übertragen. Nicht haltbar ist ferner die eng mit dem Freibauern-Ideal verbundene Ansicht, es habe in Osterstade und Landwürden sowie in Stedingen beiderseits der Hunte bereits vor Ausbruch des offenen Aufstandes weder Adel noch Ministerialität gegeben. Tatsächlich lassen sich sogar im Kolonisationsgebiet der Brokseite erzbischöflich-bremische und gräflich-oldenburgische Dienstmänner nachweisen. Das mittelalterliche Stedingen war also kein ‚herrschaftsfreies Gebiet‘, keine „Bauernrepublik“! Solche Vorstellungen gehören zwar zum lieb gewordenen, daher unverzichtbaren Bestand der literarischen Darstellungen des Stedingeraufstandes, mittlerweile sogar zum populären Geschichtsbild, dennoch sind sie belletristische Fiktion.

Der Phantasie von Schriftstellern sind zwischen F. J. Zumbachs Roman und G. Beutels Jugendbuch noch andere Aussagen entsprungen, denen heute im allgemeinen ein gewisser Wahrheitsgehalt zugesprochen wird. All' diese ‚typischen‘ und ‚charakteristischen‘ Kennzeichen der aufständischen Marschbauern aufzuzählen, ist an dieser Stelle unmöglich. Sie hätten ihren Platz in einem Katalog der Vorurteile über die Stedinger in der mittelalterlichen und neuzeitlichen Geschichtsschreibung sowie in der historischen Belletristik und Publizistik des 19. und 20. Jahrhunderts. Jeweils ein besonderes Kapitel wäre zu widmen: dem Stereotyp des reichen Marschbauern, dem Bild der Stedinger Frauen als Amazonen, Liebchen oder Heimchen, der Unterstellung vom Unglauben oder Neu-Heidentum der Stedinger. An diesen und weiteren Beispielen wird sich, so vermute ich, einmal mehr nachweisen lassen, was wiederholt zu beobachten war, nämlich das von den Ergebnissen der histo-

rischen Forschung kaum berührte Eigenleben der literarischen Darstellungen des Stedingeraufstandes und seiner Niederwerfung. Die relativ weitgehende Autonomie der historischen Belletristik zeigt sich auch an den engen Berührungspunkten der einzelnen Werke untereinander, wobei die Nachahmung der Vorlage bis zum kaum verhüllten Plagiat reichen kann, wie die Übereinstimmungen zwischen G. Kinkel und A. Schloenbach einerseits, A. Schloenbach und H. Tiemann andererseits beweisen. Auf dem Hintergrund dieser literarischen Tradition läßt sich ferner die Feststellung erklären, warum einige Anekdoten, die weder in mittelalterlichen Quellen noch in neuzeitlichen Geschichtswerken überliefert sind, in verschiedenen Stedinger-Dichtungen auftauchen: beispielsweise die Figur des ‚wahren Priesters‘, der trotz Exkommunikation und Verketzerung in seine Heimat zurückkehrt, um dort die Sakramente zu spenden, oder jene beeindruckende Episode, als sich Bauern angesichts der steigenden Sturmflut wie ein lebendiger Wall auf die Deichkrone werfen, um ein Brechen des Deiches und die Überschwemmung des Landes zu verhindern. Der geschichtliche Stoff weiß davon nichts zu berichten. Mehreren Autoren sind solche Details andererseits so bedeutsam wie die Beichtgroschen-Anekdote oder der (vermeintliche) Teufelskult der Stedinger.

3. Historische Belletristik zwischen Gelehrsamkeit, Unterhaltung, Belehrung und Propaganda

Jede literarische Darstellung eines geschichtlichen Stoffes muß sich die Frage nach ihrer Absicht, ihrem Ziel und ihrem Zweck gefallen lassen. Die Antwort kann unterschiedliche, ja gegensätzliche Motive erhellen: die sich selbst genügende Gelehrsamkeit des schriftstellernden Antiquars, das Schielen nach Publikumsgunst und Verlegerhonorar des freiberuflichen Unterhaltungsautors, der strenge Eifer des historisch interessierten Erziehers oder die berechnende Überredungssucht des Ideologen, der Gefühle und Gesinnungen wecken oder bestätigen will. Weil der geschichtliche Stoff wehrlos ist, steht er allen Absichten, Zielen und Zwecken zur Verfügung. Das bestätigt auch ein Blick auf die Stedinger-Dichtungen, weshalb sich das breite Spektrum der Beweggründe zunächst nicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen läßt.

Mustert man nun die Stedinger-Romane, -Dramen, -Epen, -Erzählungen und -Gedichte unter dem Gesichtspunkt ihrer Deutung der Schlacht bei Altenesch durch, wird bald verständlich, wie der jeweilige Verfasser den Aufstand der Bauern und seine Niederwerfung bewertet. Denn der vollständige Sieg der Kreuzfahrer zwingt ihn zur Frage, ob der Vernichtung der Stedinger irgendein Sinn zukomme und welcher Art die Bedeutung dieser Niederlage sein könne. Die Antwort auf die erste Frage fällt in den besprochenen Werken eindeutig und nahezu einhellig aus: abgesehen von F. J. Zumbach, der sich in seinem Roman gegen die Stedinger stellt, haben sich alle Autoren auf die Seite der unterlegenen Bauern gestellt. Mochte die Identifikation in G. von Bernecks Roman noch nicht vollständig sein, erreichte sie in G. Kinkels Schauspiel (1840)

ihren ersten Höhepunkt. Bei Kinkel setzt die Reihe der uneingeschränkten Identifizierungen mit dem Schicksal der besiegten Bauern ein. Die seither erschienenen Werke sind ausnahmslos aus der Perspektive der Stedinger und zur nachträglichen Rechtfertigung ihres Aufstandes geschrieben, von welchem literarischen, weltanschaulichen oder politischen Standpunkt dies sonst auch immer geschah. Eine Verteidigung der erzbischöflich-bremischen oder gräflich-oldenburgischen Politik, etwa bei Th. Piderit bzw. G. Ruseler, geht nämlich niemals zu Lasten der Bauern, sondern macht Andere, beispielsweise Kirche und Papsttum, für die Vernichtung der Stedinger verantwortlich.

Um sich ohne Vorbehalte mit dem Schicksal der besiegten Bauern Stedingens identifizieren zu können, sind wenigstens drei Bedingungen zu erfüllen: (1) Ablehnung der Grund-, Leib-, Gerichts- und Landesherrschaft des Adels und der Amtskirche über die bäuerliche Bevölkerung, (2) Sympathie für den gewaltsamen Widerstand der Bauern gegen ihre weltlichen und geistlichen Herren, (3) Zustimmung zum bedingungslosen Einsatz des eigenen Lebens im Kampf, selbst im Angesicht der vernichtenden Niederlage. Erstaunlicherweise fiel es den Autoren nicht schwer, der Forderung nach kämpferischem Heroismus zuzustimmen. Dagegen sind lange Zeit mehr oder weniger deutlich formulierte Einwände gegen unbeschränktes Freiheitsstreben der Bauern zu bemerken, weil die Standesrechte des Adels sowie der Prälaten und Klöster legitim erschienen. Erst mit dem Übergang vom Kaiserreich zur Weimarer Republik wurden letzte Bedenken hinfällig.

Zumal im Vormärz bedurfte es republikanischer Gesinnung, den Freiheitskampf mittelalterlicher Bauern offen und uneingeschränkt zu befürworten. G. Kinkels Schauspiel konnte bezeichnenderweise nicht veröffentlicht werden, weil sein Freiheitspathos zu „auführerisch“ war. Nach der gescheiterten Revolution von 1848 durfte sich wenigstens der kleindeutsche Liberalismus mit dem erfolglosen Freiheitsstreben der Stedinger identifizieren. Was jedoch bei H. von Treitschke (1856) noch nationalstaatlich und patriotisch klingt, reduziert H. Allmers (1860) wenig später auf friesisches Heimatbewußtsein. Beide Interpretationen entschärfen dadurch die politische und soziale Brisanz des geschichtlichen Stoffes. Gleiches bewirkt die Deutung von H. Voget (1860), der lediglich Allmers' friesisches Freiheitsideal ins Völkische vergrößert, denn der Tod fürs Vaterland steht für ihn höher als der Tod für soziale und demokratische Freiheit. Republikanischer Liberalismus wird erst wieder bei A. Schloenbach (1864) spürbar, dann in K. Vogels Schauspiel (1880) deutlich formuliert, wo Freiheit mit Gerechtigkeit und Recht untrennbar verbunden ist. Im selben Jahr hatte jedoch Th. Piderits Drama die nationalliberale Interpretation in den Vordergrund gerückt, also an Treitschkes, Allmers' und Vogets Deutungen angeknüpft; seine entschieden antikirchlich und antikatholisch ausgerichtete Interpretation verschärfte dabei die bereits von Kinkel vorgebrachte Kritik an Verketzerung und Ketzerkreuzzügen. Doch bleibt noch bei Piderit die soziale und rechtliche Dimension des bäuerlichen Aufstandes aus-

gespart: von christlicher Religion und römischer Kirche ist die Rede, dann von Vaterlandsliebe und Heldentod, auch von Abgabefreiheit, freiem Eigen und Altem Recht. Im Vordergrund steht trotzdem der Kampf um politische Souveränität und gegen kirchliche Disziplinierung. So wird der Aufstand der Bauern zum Unabhängigkeitskrieg aufgewertet!

Derart für deutsch-nationalen Patriotismus und völkisch gestimmten Antikatholizismus umgedeutet, bereitete es seit dem späten 19. Jahrhundert keine Schwierigkeiten, den Freiheitskampf der Stedinger Bauern zu verherrlichen. Von den konkreten Anlässen und Ursachen des bäuerlichen Widerstandes durfte weiterhin die Rede sein, doch blieb die Rechts- und Sozialstruktur der mittelalterlichen Agrarverfassung nach wie vor vage. Eine Polemik gegen die Standesprivilegien des Adels wurde daraus nicht abgeleitet. Allein die (katholische) Kirche stand im Zentrum der Kritik, doch als religiöse Institution, nicht als geistliche Herrschaft. Weil der Bremer Erzbischof den Stedingeraufstand mit den Mitteln kirchlicher Ketzerverfolgung niedergeschlagen hatte, reduzierte die historische Belletristik noch im 19. Jahrhundert ihre Interpretation auf diesen Gesichtspunkt und stilisierte schließlich den bäuerlichen Widerstand zum Kampf gegen römische Kirche und christlichen Glauben. Grotesk an dieser Interpretation ist die Naivität, mit der gerade die antikatholischen Polemiker den Worten der kirchlichen Verurteilung glaubten, obwohl sie zugleich einsahen, daß Verketzerung und Ketzerkreuzzüge nur Mittel zum Zweck waren. Welche Haßgefühle mit dieser Interpretation bereits vor dem Ersten Weltkrieg geweckt werden konnten, machte L. von Strauß und Torneys Roman erschreckend deutlich. Was dann zwischen 1918 und 1939, also zwischen F. Th. Csokors Ballade und A. Hinrichs' zweitem Schauspiel, an antikirchlichen, antikatholischen und antichristlichen Emotionen freigesetzt wurde, war schon 1907 angelegt.

Der gegen Kirche und Christentum, aber für germanisches Rasse-Ideal und heidnischen Gottglauben umgedeutete Aufstand der Stedinger wurde zuerst in G. Kinkels Drama (1840) dem Ideal des kämpferischen Heroismus' zugeordnet und damit sehr früh für die deutsch-nationalen, völkisch-nationalistischen und rassistisch-nationalsozialistischen Stedinger-Verherrlichungen verfügbar gemacht. Denn als späte Frucht der unseligen Verbindung von Pietismus und Patriotismus hatte Kinkel den Heldentod der Bauern mit dem Opfertod Christi verglichen, die Freiheitsbegeisterung mit der Todesbereitschaft verknüpft, sie bis zur Sehnsucht nach Selbstvernichtung gesteigert. Damit lieferte er den literarischen Darstellungen des Stedingeraufstandes den entscheidenden Interpretationsschlüssel, nämlich die Devise ‚Lieber tot als Sklav‘!. Obgleich sie in dieser Formulierung erst von Hermann Allmers auf die Stedinger bezogen worden ist, hat Kinkel die folgenschwere Deutung „erfunden“: die vollständige Vernichtung der aufständischen Bauern ist als bewußt vollzogener ‚Opfertod‘ zu verstehen, der zunächst als sinnloser Untergang erscheint, doch ein Zeichen setzt für spätere Freiheitskämpfe der Bauern, die letztlich erfolgreich

enden werden. Die unbedingte Freiheitsliebe schließt für Kinkel als radikalste Konsequenz den Tod ein, sowohl den eigenen wie den kollektiven. Daß die Grenze vom selbstlosen Heldentod zum bewußten Selbstmord ebenso fließend ist wie der Übergang von Tapferkeit zu Todessehnsucht, geht allerdings im Pathos des Kinkelschen Dramas unter.

Warum Kinkels Schauspiel mit dieser Interpretation den ‚richtigen‘ Weg zum Verständnis des Untergangs der Stedinger gewiesen hat, wird im Marschenbuch und im Stedinger-Epos von Hermann Allmers deutlich. Obwohl Allmers das Kinkelsche Schauspiel wahrscheinlich nicht kannte, brachte er dessen Deutung auf die schlagkräftige Formel „Lewer dod as Sklav“. Wie sie dann zum Leitmotiv nahezu aller späteren Stedinger-Dichtungen aufstieg, wurde bereits bei der Besprechung der einzelnen Werke beschrieben. Hier ist nur eine Bemerkung zur Geschichte und zur Herkunft dieser Devise nachzutragen¹²³). Mag Allmers auch das ‚Verdienst‘ zukommen, den vermeintlichen Wahlspruch der Friesen zuerst auf die Stedinger bezogen zu haben, so entstand doch das Schlagwort ‚Lewer duad üs Slaw‘ seinem Wortlaut nach nicht im Einzugsbereich Ostfrieslands, sondern zwischen 1839 und 1844/45 in Nordfriesland. Seinem Inhalt nach ist es allerdings viel älter, denn es wurde im 13. Jahrhundert nicht nur auf die Friesen gemünzt¹²⁴), sondern über einhundertundfünfzig Jahre früher beispielsweise auch auf die Sachsen¹²⁵). Mit welchem Recht es dann seit Kinkel und Allmers auf den Stedingeraufstand bezogen wurde, soll hier nicht erörtert werden. Mittelalterliche Quellen berichten zwar von der „libertas“ der Stedinger, doch ist nach dem zeitgenössischen Wortgebrauch die privilegierte Rechtsstellung der Marschbauern gemeint, also das besondere Recht und nicht die bürgerliche Freiheit des Liberalismus.

Andererseits bezeichnet die Devise ‚Lieber tot als Sklav!‘ sehr deutlich den geradezu selbstmörderischen Widerstand der Stedinger, ihren verbitterten Trotz, der kein Einlenken und keinen Kompromiß kennt, nur die unausweichliche Konfrontation mit dem Bremer Erzbischof und den Oldenburger Grafen, schließlich mit dem Papst und dem Kaiser. Diese Auseinandersetzung wurde von beiden Seiten so gnadenlos geführt, daß abzusehen war, wer letzten Endes auf der Seite des Verlierers stehen mußte. Vielleicht haben sich die Stedinger lange Zeit der Illusion hingeeben, sie könnten doch noch erfolgreich gegen ein geschwächtes Erzbistum und dessen Vasallen bestehen. Ihre Fehleinschätzung haben sie schwer büßen müssen: kein anderer Bauernaufstand des europäischen Mittelalters wurde so konsequent und brutal niedergeschlagen wie der Stedingeraufstand, nicht einmal die Bauernkriege von 1524/25.

¹²³) Vgl. dazu Rudolf Bülck, „Lewer duad üs Slaw“. Geschichte eines politischen Schlagwortes, in: Niederdeutsches Jahrbuch 74, 1951, S. 99-126.

¹²⁴) Bartholomaeus Anglicus, *De rerum proprietatibus*, Frankfurt 1601; Nachdruck: Frankfurt/M. 1964, S. 655 f. (Buch 15, Kap. 61).

¹²⁵) Lampert von Hersfeld, *Annalen*. Neu übersetzt v. Adolf Schmidt (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, Bd. 13), Darmstadt 2 1973, S. 178/179, S. 186/187, S. 224/225, S. 314/315 und S. 356/357.

Am Schreibtisch der Schriftsteller des 19. und 20. Jahrhunderts blieb von dieser Erschütterung allerdings nicht mehr viel übrig. Ging es doch den meisten Autoren um die griffige Umsetzung des geschichtlichen Stoffs in die Ideologie des Heldentodes fürs deutsche Vaterland und die germanische Rasse. Damit raubten sie dann der Devise ‚Lieber tot als Sklav’!‘ den Rest an Glaubwürdigkeit.



Inhaltsverzeichnis zu Teil I–III

I. Die einzelnen Werke	Bd. 80, S.	4
1. F. J. Zumbachs Roman (1836)		5
2. G. von Bernecks Roman (1837)		7
3. G. Kinkels Tragödie (1840)		10
4. A. Schölers Gedicht (1843)		14
5. A. Schloenbachs Novelle (1856)		15
6. H. von Treitschkes Dichtung (1856)		17
7. H. Allmers' fragmentarisches Epos (1860)		19
8. H. Vogets Trauerspiel (1860)		23
9. A. Schloenbachs Epos (1864)		27
10. Th. Piderits Trauerspiel (1880)		31
11. K. Vogels Trauerspiel (1884)		34
12. G. von Schulpes Versdichtung (1888)		37
13. G. Ruserers Trauerspiel (1890)		39
14. H. Tiemanns Erzählung (1891)		43
15. W. Fricks Erzählung (1891 oder 1892)		46
16. W. Dreesens Ballade (1906)		49
17. J. W. O. Richters Erzählung (1906)		51
18. L. von Strauß und Torneys Roman (1907)		53
19. L. Försters Erzählung (1913)		56
20. F. Th. Csokors Ballade (1918)	Bd. 81, S.	84
21. H. Boßdorfs Ballade (1919)		86
22. G. Ruserers Erzählung (1920)		88
23. H. Eickes Erzählung (1923)		90
24. K. Hennigers Erzählung (1924)		95
25. H. Wolffs Schauspiel (1927)		98
26. F. Kühlkens Erzählung (1932)		104
27. H. Buschers Schauspiel (1933)		107
28. R. Schulz' Festspiel (1933)		115
29. A. Hinrichs' Schauspiel (1934)		120
30. H. Buschers Sprechchor (1934)	Bd. 82, S.	100
31. M. Richters Ballade (1934)		102
32. J. Schoons Gedicht (1934)		104
33. W. Lauws Erzählung (1934)		105
34. K. H. Holschers Gedicht und Erzählung (1934)		107
35. W. Heydrichs Hörspiel (1934)		110
36. B. Nowaks Schauspiel (1934)		111
37. G. Sturms Gedicht (1935)		114
38. G. G. Engelkes' Erzählung (1936)		116
39. F. Münters Tragödie (1936)		117
40. O. Riedrichs Erzählung (1936)		121
41. W. Schreckenbachs Roman (1936)		122
42. M. Stöltings Gedicht (1936)		126
43. W. Lauws zweite Erzählung (1937)		127

44. W. Stöltings Romanfragment (1937)	128
45. Pseudonymes Gedicht (1937)	129
46. U. Schneider-Zabels Schauspiel (1938)	130
47. A. Hinrichs’ zweites Schauspiel (1939)	133
48. R. Schuders Roman (1955)	137
49. G. Beutels Erzählung (1975)	140
II. Zusammenfassung	143
1. Belletristische Darstellung, geschichtlicher Stoff und historische Forschung	146
2. Geschichtlicher Stoff, literarische Abhängigkeiten und inhaltliche Wiederholungen	148
3. Historische Belletristik zwischen Gelehrsamkeit, Unterhaltung, Belehrung und Propaganda	151





ALBRECHT ECKHARDT

Hermann Onckens Erinnerungen an seine Vaterstadt Oldenburg

Es gibt nicht viele bedeutende Persönlichkeiten, die in Oldenburg aufgewachsen sind und später in ihren Lebenserinnerungen über Kindheit und Jugend berichtet haben. Die Frauenrechtlerin Helene Lange und der Philosoph Karl Jaspers gehören zu ihnen. Ihre Schilderungen hat Hermann Lübbling in einem vielgelesenen Sammelband auszugsweise veröffentlicht¹⁾.

Auch Hermann Oncken²⁾ zählt zu den „großen Oldenburgern“. Altersmäßig gehört er, der bekannte und angesehene Professor für neuere Geschichte, sozusagen zur Zwischengeneration zwischen der 1848 geborenen Kaufmannstochter Lange und dem 1883 geborenen Bankiersohn Jaspers. Karl Hermann Gerhard Oncken, am 16. November 1869 als Sohn des am Markt, später in der Achternstraße ansässigen Kaufmanns und großherzoglichen Hofkunsthändlers Karl Gerhard Oncken aus ostfriesischer Familie und dessen Ehefrau Friederike Katharine Hermine geb. Krüger in der oldenburgischen Haupt- und Residenzstadt Oldenburg geboren, besuchte dort von 1878 bis 1887 das Gymnasium, um anschließend in Berlin, Heidelberg und erneut Berlin bei bekannten Historikern, unter ihnen auch Heinrich von Treitschke, zu studieren. 1891 promovierte er bei Max Lenz mit einer Dissertation „Zur Kritik der oldenburgischen Geschichtsquellen im Mittelalter“. Für drei Jahre arbeitete er als Volontär bzw. wissenschaftlicher Hilfsarbeiter im Großherzoglichen Haus- und Centralarchiv (dem heutigen Niedersächsischen Staatsarchiv in Oldenburg). Mit dem Leiter des Archivs, Georg Sello, verstand er sich allerdings nicht so recht, auch wenn er mit diesem beispielsweise 1892 das „Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg“, später umbenannt in „Oldenburger Jahrbuch“, begründete und dessen Schriftleitung noch bis 1904 innehatte.

¹⁾ Helene Lange, *Lebenserinnerungen*, Berlin 1930 (14.-15. Tausend); Karl Jaspers, *Schicksal und Wille. Autobiographische Schriften*. Hrsg. von Hans Saner, München 1967. – Hermann Lübbling (Bearb.), *Oldenburg. Eine feine Stadt am Wasser Hunte*, 2. Aufl. Oldenburg 1973, S. 193 ff., 254 ff. – Im Nachlaß H. Lübbling (Niedersächs. Staatsarchiv in Oldenburg – künftig StAO – Best. 271–62 Nr. 661) findet sich auch ein 1947 dem Oldenburger Jahrbuch angebotenes, bisher unveröffentlichtes Manuskript mit Lebenserinnerungen usw. des 1878 in Berne geborenen und in Oldenburg zur Schule (Gymnasium) gegangenen Professors jur. Max Rumpf in Nürnberg mit ausführlicher Schilderung der Stadt Oldenburg.

²⁾ Zu Oncken s. Klaus Schwabe, Hermann Oncken, in: *Deutsche Historiker*, Bd. II, hrsg. von Hans-Ulrich Wehler, Göttingen 1971, S. 81-97; Albrecht Eckhardt, in: *Findbuch zum Bestand Nachlaß Professor Hermann Oncken* (Best. 271-14), bearb. von Stefan Hartmann, hrsg. von Albrecht Eckhardt (Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung. Inventare und kleinere Schriften des Staatsarchivs in Oldenburg Heft 8), Göttingen 1979, S. VII-XII (mit Literaturhinweisen). – Carl Haase, *Die geistigen Strömungen seit 1786*, in: *Landessparkasse zu Oldenburg 1786/1961. Festschrift*, S. 118; Hermann Lübbling, *Oldenburgs Landesgeschichte in Profilen ihrer Historiker . . .*, in: derselbe, *Oldenburg – Historische Konturen*, Oldenburg 1971, S. 155 f.; Friedrich Schohusen, *Die Oldenburger Straßennamen . . .*, Oldenburg 1977, S. 133 (Hermann-Oncken-Weg).

Anschrift des Verfassers:

Dr. Albrecht Eckhardt, Damm 43, Staatsarchiv, 2900 Oldenburg

